HEDWIG WEISS · SONNENBURG

ZUR VERBOTENEN STADT SANAA

20
A
11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Zu steter Freundschaft

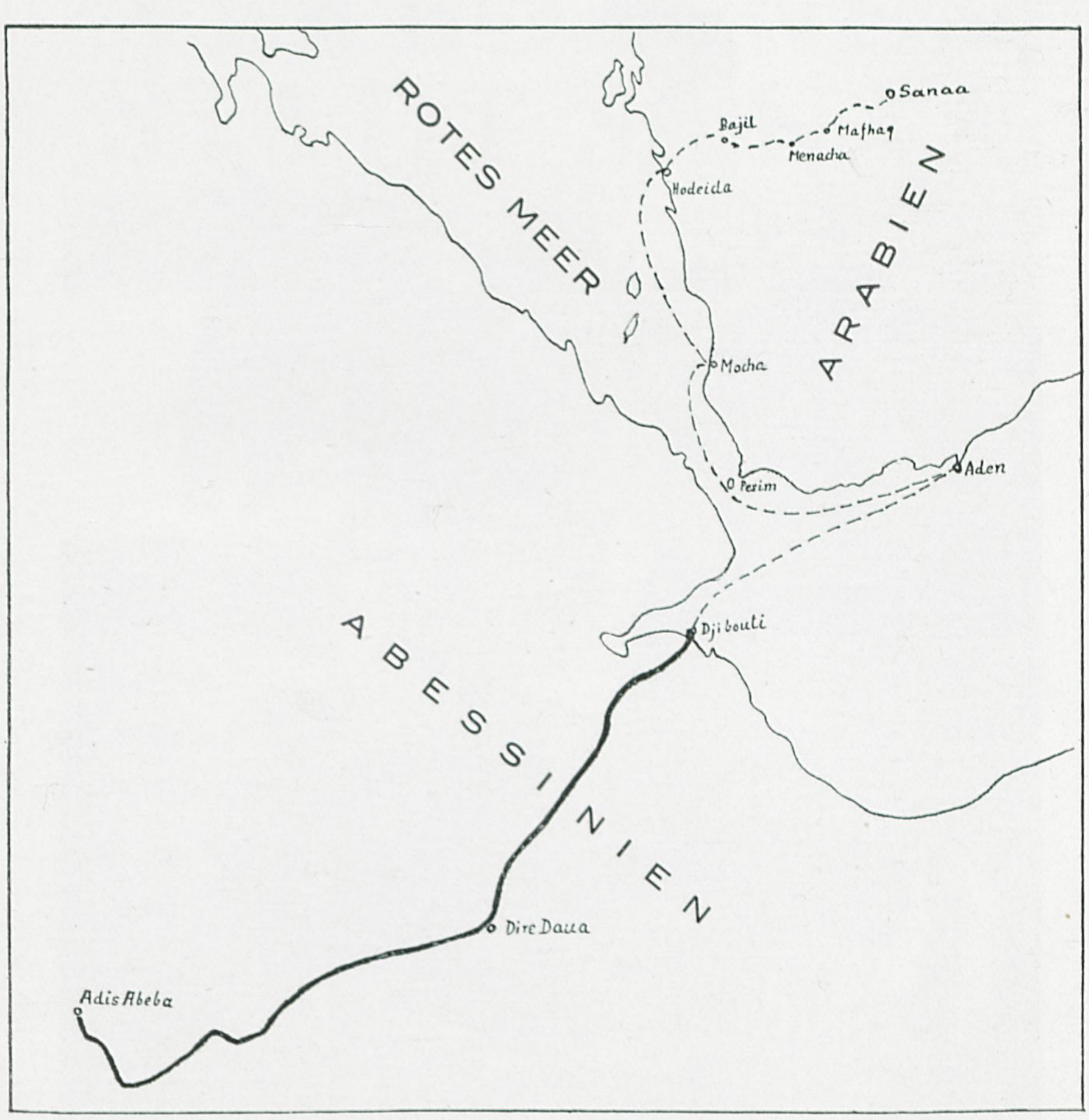
Ingildtrygvat u. Ingunt Rosinski

3. Januar 1932

H. WEISS-SONNENBURG

ZUR VERBOTENEN STADT SANAA

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18



Von Adis Abeba bis Sanaa.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Hedwig Weiss-Sonnenburg, die Herausgeberin,
Gattin des deutschen Gesandten in Abessinien, vor Antritt der Reise.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

ZUR VERBOTENEN STADT SANAA

EINE REISE VON ABESSINIEN NACH ARABIEN

VON

HEDWIG WEISS-SONNENBURG

MIT 68 ABBILDUNGEN

EIGENBRÖDLER-VERLAG - BERLIN W 8

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Universitäts- und Landesbibliothek
Halle
Zweigbibl.
Ho I
Vorderer Orient

20 SA 1811

ZUR

VERBOTENEN STADT SANAA

EINE REISE VON ARNSTADT NACH ARABIEN

VON

HELMUT WERNER SCHUTZMEYER

COPYRIGHT 1928 BY EIGENBRÖDLER-VERLAG, BERLIN

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

MEINEM MANN GEWIDMET

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Djibuti-Mokka.

*

Kühler, frischer Seewind bringt Tanggeruch vom Meere, in der Ferne blitzen die weissen Wellen der Brandung. Reiselust durchdringt uns, als wir, von dieser würzigen Meerluft umweht, auf lustiger, puckender Pinasse über den stillen Hafen von Djibuti fahren, einem kleinen, schwarzen Dampfer zu. Es ist fast der einzige Dampfer im Hafen, recht unscheinbar ist er auch, man würde ihn gar nicht gewahr werden, lägen andere grosse Schiffe auf der Reede. Sehr anziehend sieht er nicht aus für eine Vergnügungsfahrt, aber er heisst « Ethiopie », und so heisst das Land, aus dem wir kommen, und er geht nach Arabien, das ist das Land, nach dem es uns hinzieht. Abessinien und Arabien, zwei Länder, die schon vor Jahrtausenden in Verbindung standen. Sind die Abessinier doch einst aus Arabien herübergewandert, haben später dann wieder abessinische Herrscher den Yemen erobert und sind, abermals nach Jahrhunderten, arabische Stämme nach Abessinien gekommen, ihr letztes Emirat, Harrar, zertrümmerte Menelik am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Und wer weiss, fast kommt es einem so vor, als ob gerade jetzt wieder eine friedliche Durchdringung Abessiniens mit arabischen Elementen am Werke ist, jedenfalls hat in den letzten Jahren die Zuwanderung aus Südarabien auffällig zugenommen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

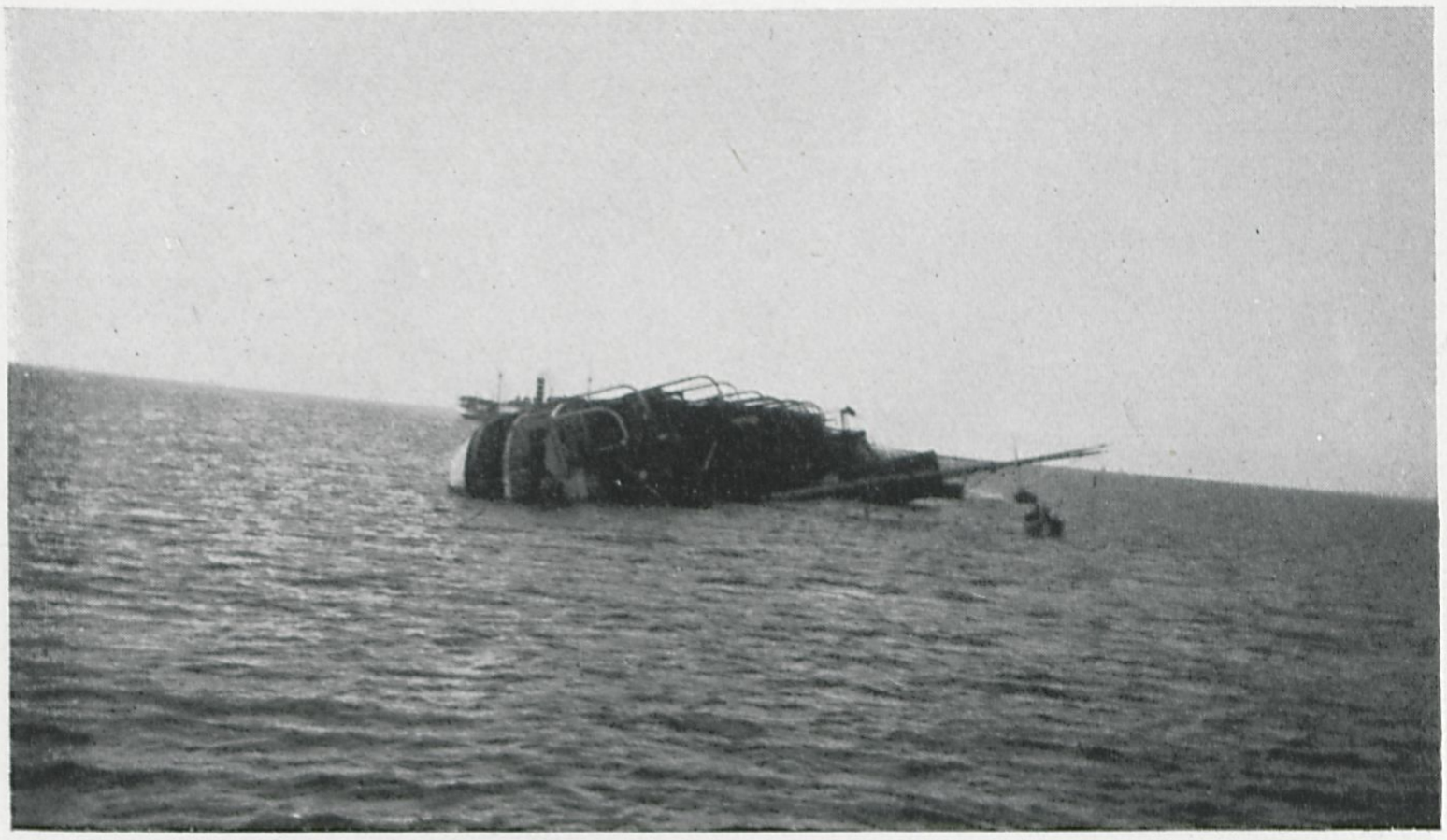
Nun also wollen wir uns aufmachen, um auch einmal dieses Land kennen zu lernen, das « felix Arabia » des alten Roms. Es liegt gar nicht so entsetzlich weit von Abessinien entfernt, aber fast nie dringt eine Kunde von dort zu uns herüber, und selten macht sich ein europäischer Reisender dahin auf.

Wenige Dampfer gehen an die arabische Küste, unregelmässig wird der Frachtverkehr besorgt, mit Passagieren rechnet kaum ein Kapitän. Die « Ethiopie » ist ein 90 T-Dampfer, während des Krieges fuhr sie als Minensucher, danach wurde sie Tugboot, das die Gepäckstücke der Luxusdampfer irgendwo an der adriatischen Küste oder am Mittelmeer an Land brachte; jetzt beschliesst sie ihr Dasein als schwerbeladener Frachtkahn zwischen Djibuti und der arabischen Küste. Die Bemannung besteht aus Somalis, richtiges Hafenpack, das nach jeder Fahrt mit dem Verdienst auf Nimmerwiedersehn von Bord läuft.

Ein ungeheures Geschrei empfängt uns, als wir auf den schmutzstarrenden Dampfer klimmen. Es hört sich anfangs an, als würden gleichzeitig zwei Menschen ermordet und drei durchgeprügelt. Aber bald erfahren wir, dass nichts Aussergewöhnliches vor sich geht, es gehört beim Frachtnehmen eben dazu.

Schon kommt uns der Kapitän entgegen, klein und schmächtig, schweissbedeckt und in weissem, ganz beschmutztem Anzug, und begrüsst mit rührender Liebenswürdigkeit die so selten ihn beehrenden Passagiere. Was sein Schiff nicht an Bequemlichkeit aufweist, ersetzt er durch echt südfranzösisches Entgegenkommen, und es ist nicht wenig, was er zu ersetzen hat. Kabinen gibt es nicht für Passagiere, aber er räumt seine eigne für mich ein, die Herren sollen nachts im Kartenzimmer und auf Deck untergebracht werden. Mir wäre

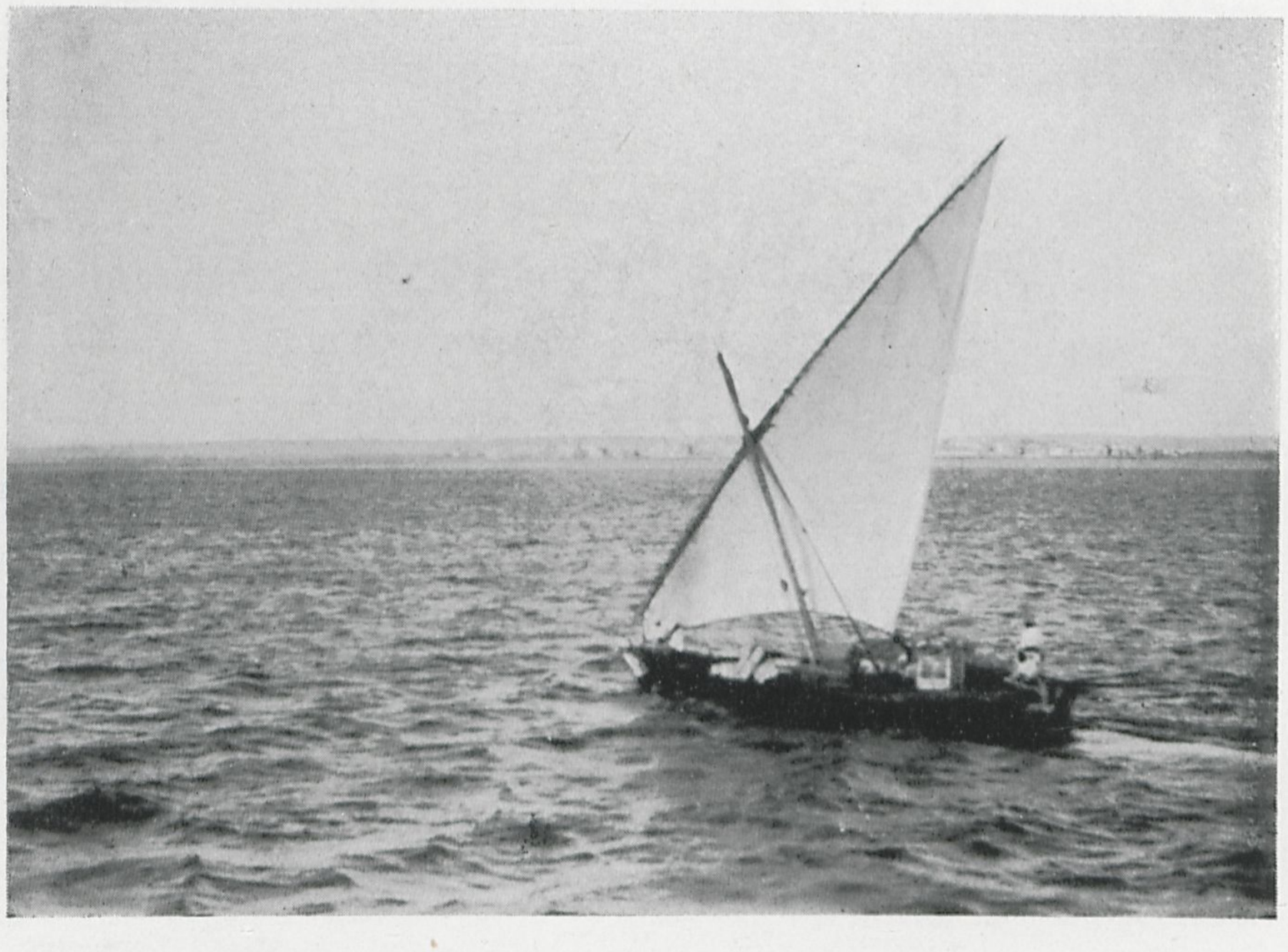
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18



Die „Fontainebleau“ im Hafen von Djibuti.

Landung in Mocca.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18



Arabische Dau auf der Reede von Hodeida.

Kavallerist in Hodeida.

Haustor in Hodeida.

„Mokka"-Säcke im Hafen von Hodeida.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Lastträger am Hafen Hodeida.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

es auch beinahe lieber, oben nächtigen zu können, als in dieser Kabine, aus der ich für einige Nächte den Besitzer verdrängen muss. Aber man muss sich auf dieser Reise noch an alles Mögliche gewöhnen. Nach zwei Stunden ist die Ladung gelöscht, des Krans rasselndes Lärmen verstummt, auch das menschliche Geschrei dämmt ab. Ein schrilles Pfeifen, Spucken und heiseres Schnaufen des Schornsteins, gleichmütig wendet die « Ethiopie » Djibuti das Heck zu, als ob das gar nichts wäre, nach Arabien zu fahren.

Der Kapitän, bereits vollständig heiser vom Befehleschreien, und der Ingenieur, knallrot im Gesicht und eine Lederpeitsche in der Hand, halten es für nötig, uns noch einmal bei einem Glase Vermouth zu begrüssen. Leider fängt der Kahn schon an zu schwanken, und der Wein ergiesst sich teilweise auf das weisse Tischtuch, das uns zu Ehren aufgelegt wurde.

Wir fahren im Bogen um das Wrack der « Fontainebleau » herum, ein grosser französischer Passagierdampfer, der vor einigen Monaten brennend in den Hafen einfuhr. Die Passagiere konnten alle gerettet werden, aber der Dampfer brannte weiter, schwelte noch ein paar Monate still und ruhig wie ein Kohlenmeiler, ohne dass durchgreifende Löschversuche gemacht wurden. Das Schiff liegt in dem seichten Meerwasser auf der Seite, und sein rotbrauner Rumpf wölbt sich empor wie der Leib eines toten Riesenwales. Ein paar schwarze Lebewesen kriechen auf ihm herum, das sind Somalis, die in sein Inneres steigen und immer noch, natürlich, stark beschädigte Warenballen zu Tage fördern, die in der Stadt verkauft werden. Unter halbverbrannten Stoffen und andern verdorbenen Sachen findet sich doch noch allerlei Brauchbares, und ganz Djibuti steht im Zeichen dieses seltenen Strandgutes, das dem toten Riesen ent-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

nommen wird. Langsam gleiten wir vorbei, und unsere Bugwellen werfen die kleinen Somaliboote, die an den aus dem Wasser ragenden Masten angebunden sind, hin und her. Nun geht es an zwei kleinen französischen Kanonenbooten vorbei, heraus aus der Bucht von Tadjura an der felsigen Küste des wilden unbezähmten Dankalilandes vorbei, das kein Europäer je betritt. Djibuti, flach und friedlich auf weissem Sande, bleibt zurück, und wir nehmen Kurs zur andern Küste, die schon zum asiatischen Kontinent gehört, nach Aden, das stark befestigt und kriegerisch sich auf schwarzen vulkanischen Felsen erhebt.

Am Vormittag laufen wir in Aden ein und gehen an Land, während das Dampferchen sich mit neuen Frachtgütern beschwert. Die « Ethiopie » sollte um neun Uhr abends weiterfahren, aber als wir an Bord kommen, toben da noch die schreienden Hafenarbeiter, diesmal meist Araber, und der Ingenieur hetzt mit seiner Peitsche herum, um aufzuscheuchen, was sich an dunklen Plätzen versteckt, um ein kleines Nickerchen zu machen. So rudern wir noch ein paarmal über diesen stillen dunkeln Hafen, der belebt ist vom Abglanz vieler bunter Lichter. Wenn wir von ferne das Geschrei und Poltern auf unserm Dampfer hören, kehren wir wieder um, denn es ist unmöglich, an Bord zu bleiben und so machen wir am Land noch eine kleine Autofahrt. Wann unser braver Kapitän und sein Ingenieur schlafen, möge der Himmel wissen, Tag und Nacht, im Hafen und auf See, sind sie auf dem Posten, da sie sich auf keinen ihrer Leute verlassen können.

Endlich ist auch der letzte Leichter geleert, wir schiffen uns ein, gerade als die Ankerkette rasselnd hoch geht, und gleiten in die Nacht hinaus. Wir fahren die Nacht und den ganzen nächsten Tag,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

vor Abend sollten wir noch Mokka, die erste arabische Stadt erreichen, aber wie gespannt wir auch von der kleinen Kommandobrücke ausschauen, nur Inseln, unbewohnt und zackig, gleiten an uns vorbei. Das Meer ist stark bewegt. Tief taucht der Bug des kleinen Dampfers ein, um sich ächzend wieder aufzuarbeiten, die Sonne neigt sich dunstverhüllt, und der Kapitän prophezeit uns starken Wind für den nächsten Tag, denn die heutige Bewegung gilt für einen Seemann überhaupt noch nicht als Bewegung. In den Wintermonaten fegt über das Rote Meer stets ein heftiger Südwind. Mit diesem Wind fuhren zu Salomons Zeiten die Schiffe der Aegypter, beladen mit dem kostbaren Holz von der afrikanischen Küste, in ihr Heimatland zurück, das sie mit dem Nordwind der Sommermonate verlassen hatten. Auch heute sieht man noch viele schmucke Daus mit gutem Winde von der afrikanischen Küste herüberkreuzen. Oft suchen wir durchs Fernglas sie näher zu unterscheiden, doch meiden sie die Nähe jedes Dampfers, denn England macht scharfe Jagd nach Sklavenhändlern in diesen Gewässern. Aber arabische Kaufleute verstehen es immer noch, ihre kostbare, schwarze, lebendige Ware unbehelligt aus Eryträa und dem französischen Somaliland herüberzuschmuggeln. Schauergeschichten werden von diesen Sklavenfahrten erzählt. Wie die Daus sich tagelang zwischen Felseninseln und Korallenriffen verborgen halten, wie die lebendige Fracht beim Nahen eines Kanonenbootes einfach ins Wasser geworfen wird, den Haifischen zur Beute. Während unseres Aufenthaltes in Addis-Abeba hatten englische Kanonenboote eine Sendung auf dem Meere abgefasst, und die ganze Gesellschaft, meist Schankalas und Wollos, auf die englische Gesandtschaft geschickt. Da sassen die Unglücklichen nun wochenlang, keiner von ihnen konnte seine Heimat näher

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

beschreiben, so dass es allergrösste Schwierigkeiten gab, sie heimzusenden.

Als die Sonne im Meer verschwindet, ruft ein alter Araber in gelbem geblümtem Turban die Gläubigen zum Gebet und alle, denen es noch möglich ist, auf den Beinen zu stehen, folgen dem Ruf. Die kleine Gesellschaft, es mögen sechs bis sieben sein, stellt sich hinter ihren Vorbeter auf dem grossen verdeckten Bunkerloch auf. Und nun beginnen sie, das Gesicht nach Mekka gewandt, ein stummes Gebet mit Niederwerfen und Wiederaufrichten, mit erhobenen und wieder auf der Brust gekreuzten Armen, ein Gebet in uraltem gleichen Rhytmus.

« Wir können Mokka heute nicht mehr erreichen, » sagt uns der Kapitän. Vielleicht sind wir keine sehr geduldigen Reisenden, aber Auflehnung nützt hier nichts, das wissen wir. Frachtdampfer haben keinen bestimmten Fahrplan, besonders nicht im Roten Meer.

« Ich gehe dicht an der Küste vor Anker, halten Sie sich aber fest, das Schiff legt sich dabei stark auf die Seite. Mokka hat seit Jahren keinen Leuchtturm mehr im Gang, ausserdem ist der Hafen stark versandet, so kann man nur bei Tag einfahren. »

Nach dieser Erklärung des braven Kapitäns rasselt auch schon die Ankerkette, Geschrei und Gelaufe ist zu hören, der Wind fegt auf einmal mit aller Kraft von der entgegengesetzten Seite, das Schiff legt sich tiefer und tiefer, wir meinen, es müssten die zischenden Wellen im nächsten Moment über Bord spülen. Uns allen wird im Augenblick entsetzlich schwindlig und elend, ich flüchte, nicht ohne Gefahr, dabei über Bord zu gehen, die steile Treppe der Kommandobrücke herunter und gehe in meine Kabine, um mich auszustrecken. Das Abendessen schenken wir uns einmal wieder, was dem Kapitän

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

gänzlich unverständlich scheint. Die ganze Nacht schaukelt unser Boot an der Ankerkette hin und her, schwarz und rauschend wogt das Meer um das kleine Fahrzeug, nirgends ist ein freundlich blinkendes Leuchtfeuer zu sehen, und doch sind wir nahe am Lande. Einsam und verlassen kommt man sich vor, unheimlich pfeift und heult der Wind. Wie ganz anders ist es doch auf einem frisch vorwärtsstampfenden Schiff!

Als ich nach oft unterbrochenem Schlaf aufwache, denn die unterm Bett des Kapitäns verstauten Bierflaschen, die er uns zu Ehren in Djibuti an Bord nahm, waren mit jeder See von einer Kabinenwand zur andern gerollt, scheint die Sonne durch die Luke, und ein frischer Wind weht belebend in den Schiffsraum. Ich merke an der Bewegung, dass der kleine Dampfer tapfer vorwärts strebt. Schnell an Deck und den Kaffee getrunken, den unser Somaliboy unbehindert in der Schiffskajüte für uns gebraut hat, und mit dem er mit grossem Geschick, trotz der heftigen Bewegung, die schmale Schiffstreppe heraufturnt, als wäre er nie etwas anderes gewesen als Steward.

Nun ist Mokka zu sehen und an der Reeling uns haltend, entdecken wir über den weissen Schaumköpfen des Meeres in unsagbar hellem Licht leuchtende Türme der Stadt, hochstrebende Paläste, weisser als der Sand, auf den sie gebaut sind.

Wie manchmal lag unser Blick, wenn wir das Rote Meer auf unseren Fahrten nach dem Osten durchschifften, auf der fernen arabischen Küste, die fremd und rauh die Geheimnisse ihrer jahrtausendalten Kultur zu verbergen schien. Heute, wo wir eine Stadt an ihrer trostlosen Küste aufsteigen sehen, können wir es glauben, dass hinter dem öden Gestade ein lebendiges Volk wohnt, das seine zauber-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

haft schönen Städte schon baute, als Europa noch ein jeder Kultur bares Land war. Die weite heisse Tihama vom Meere bis zu den Bergen, die Berge selbst in ihrer grausen Nacktheit scheinen uns plötzlich näher gerückt und lebendig zu werden. Diese Stadt ist wie das Glied eines mächtigen Körpers, die Spitze eines tastenden Fingers, die Fühlung sucht mit andern Ländern, ein Auge, das in die Ferne blickt und Ausschau hält nach neuen Welten. So wächst Mokka vor unseren erstaunten Blicken aus dem Meere empor, eine uralte Stadt, so manches Mal in heissen Kämpfen zerstört, doch immer wieder auferstanden, ein weisser Punkt inmitten staubdurchwehter trostloser Wüste, durch den das Leben ein- und ausströmt, durch die dürre Tihama herauf in das sagenumwobene fruchtbare Hochland.

Die « Ethiopie » wirft Anker weit draussen vor dem gänzlich versandeten Hafen. Fast möchte man glauben, die Sandbänke verteidigen die alte verschlafene Stadt aus 1001 Nacht, um die schwarze, rauschende Schäbigkeit dieser kleinen Küstendampfer aus einer fremden Welt nicht allzu nahe an sie herankommen zu lassen. Grosse, schlanke Daus, von kühnblickenden arabischen Seeleuten gelenkt, nahen sich rauschend mit windgestrammten Segeln. Sie legen an beiden Seiten des Dampfers an, und neben ihm wirken sie noch riesiger und der Dampfer ganz beängstigend klein. Unter ohrenbetäubendem Geschrei wird nun ausgeladen, was an Warenballen für Mokka bestimmt ist. Erzeugnisse europäischer Industrie, Stoffe aus Manchester, Anilinfarben und künstlicher Indigo aus Deutschland, Nesseltuch und Emaillegeschirr aus Japan, Waren, die sich zum Schaden des Hausgewerbes in Arabien den Markt erobert haben und überall in das Innere eingedrungen sind, das der Europäer selbst kaum zu betreten wagt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Wir wollen auch einmal von unserm schmutzigen, übelriechenden kleinen Frachtkahn herunter, und der Kapitän rät uns, auf einer möglichst vollbepackten Dau überzusetzen, da diese am ruhigsten bei dem Sturm fahren.

Es ist eine ganz lustige Kletterei vom Dampfer in das wild auf- und abhüpfende Segelboot, ein gut abgepasster Sprung, und man hockt auf einem schmierigen Frachtstück, das Boot macht los, knatternd geht das Segel hoch, und, sprühendes Salzwasser um die Ohren, sausen wir auf eine vor uns auf- und niedertauchende Stadt zu. Aber selbst die Dau kommt nicht an die zerbröckelte Mole heran, zu hoch häuft sich der Sand im Hafen, der nie ausgebaggert wird. Schon sitzen wir fest, das Boot legt sich bedenklich auf die Seite, schleunigst wird das Segel heruntergerissen, damit wir nicht über Bord fliegen.

Eine wilde Horde arabischer Lastträger, die schon aus der Ferne unser Kommen beobachtet hat, stürzt sich ins Wasser und watet auf uns zu. Braune behaarte Glieder, bunte Lumpen, unterm Turbanfetzen schwarze Haarsträhnen und dunkle Gesichter; Ali Babas 40 Räuber hätte man sich nicht schlimmer vorstellen können. Es sind die ersten Araber, die uns in ihrem Lande begrüssen, und wohl oder übel müssen wir uns ihnen anvertrauen. Die Edlen reissen sich unter lautem Geschrei um uns, und schliesslich schwankt man auf schmutzigen Schultern, die Hände voll Verzweiflung um schmutzige Häupter geschlungen, durch tiefes Wasser, in das die Füsse eintauchen, dem Strande zu.

Und dann stehen wir im weissen Sand von Mokka, die schimmernde Stadt liegt vor uns in Staub und glühende Sonne getaucht. Ja, sie hüllt sich schamhaft in den Staub, wie in einen Schleier,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

um ihre verwüstete Pracht vor uns zu verbergen. Denn, ach, wo von ferne glänzende Paläste sich erhoben hatten, blieb nur die Fassade stehen, die den dahinter liegenden Schutt verbirgt, andere liegen ganz in sich zerfallen daneben.

Ein salziger feuchtheisser Sturmwind pfeift durch die Stadt und häuft unausgesetzt den feinen Wüstensand auf die Trümmerhaufen. Nur wenige Bewohner lassen sich sehen, ihr Gesicht ist gelb und elend. Bald wird die Wüste diese sterbende Stadt zurückerobert haben, wenn keiner hilft. Tragisch grinsen die bröckelnden Fassaden der einstigen Paläste über all dem Elend. Bald wird auch der letzte Erker aus durchbrochenen Steinarabesken herabgestürzt sein, und die letzten der herrlich geschnitzten Portale werden am Boden liegen. Diese entzückenden Portale wurden nicht von Arabern, sondern von indischen Künstlern gearbeitet, und aus indischem Hartholz geschnitzt. Das holzarme arabische Küstenland ist stets mit diesem kostbaren Gut von andern Ländern versorgt worden und mit den Segelschiffen kamen auch indische Handwerker herüber, die sich in den Küstenstädten niederliessen.

Aber wir werden aus unseren Betrachtungen gerissen durch wild aussehende Soldaten des Gouverneurs, der längst von seinem Hause unser Kommen beobachtet hat und seinen Leuten befahl, die seltenen europäischen Gäste sofort zu ihm zu geleiten. Kein Fremder darf sich frei und nach eigenem Gutdünken auf arabischem Boden bewegen.

Allein das Gewehr, das die Soldaten lässig im Arm halten, weist darauf hin, mit wem wir es zu tun haben. Sie sind in blaue Gewänder gekleidet, kurze Röcke, darüber ein weitärmliges Gewand, und eine kurze, kaum die Brust bedeckende Weste. Quer über den

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Tor auf einem Hausdach in Mokka.

Strasse in Hodeida.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Türkischer Palmengarten in Hodeida.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Arabisches Stadthaus.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Strassenbild in Hodeida.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Leib tragen sie in einem breiten Gürtel den krummen, arabischen Dolch, oft von kostbarer Arbeit. Unter dem Turban quellen schwarze Locken, und das gelbbraune scharfgeschnittene Gesicht ist schrecklich anzuschauen in seiner schwarzen Kriegsbemalung.

Also auf zum Gouverneur, eskortiert von Soldaten, gefolgt von einem Haufen zerlumpter Müssiggänger!

Der Palast des Gouverneurs ist noch besser erhalten als die andern Gebäude, oder er ist gut zusammengeflickt. Als wir unter seinen Fenstern entlang gehen, öffnen sich knarrend im oberen Stockwerk die Gitterlucken, und die breiten Körper vornehm gekleideter Araber beugen sich neugierig aus dem Dunkel des Zimmers in den grellen Sonnenschein. Das Eingangstor des Palastes ist wieder eines dieser herrlichen indischen Kunstwerke. Nachgedunkelt im Laufe vieler Jahre, von feinstem Schnitzwerk über und über bedeckt, so steht es da, ein Wahrzeichen hoher uralter Kultur. Die schöngeschweiften Toreinfassungen sind arg zerbröckelt, der braungelbe Ziegelstein tritt zu Tage.

Eine Steintreppe geht es herauf, und dunkle Kühle umweht uns angenehm. An jedem Absatz wird das Auge von Durchblicken durch entzückende Steinbögen auf flache Dächer mit schönen durchbrochenen Steinfassungen überrascht. Endlich stehen wir selbst auf einem flachen Dach vor einem gelbleuchtenden Portal, durch das der Gouverneur in hellgrünem, orangefarbig gestreiftem Gewand uns stumm mit arabischem Gruss entgegentritt, während neben ihm sein Vertrauter misstrauische Blicke auf uns wirft. Nach beendeter Vorstellung führt man uns in einen Raum, in dessen angenehmen Halbdunkel blitzartig einfallendes Sonnenlicht aufleuchtet, wenn die kreischenden Fensterläden der schmalen,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

scheibenlosen Fenster vom Seewind auf- und zugeworfen werden. Rings an den weissgetünchten Wänden sind Divane aufgestellt, die mit alten kostbaren Teppichen belegt sind. Ein wunderbares Farbenspiel, als der Gouverneur mit seiner ebenso farbenprächtig gekleideten Umgebung mit untergeschlagenen Beinen auf diesen herrlich abgetönten und von der Zeit kaum verblassten, uralten Geweben Platz nimmt. Mit einer feinen Handbewegung fordert man uns auf, ein gleiches zu tun, aber in unserer ungelenken europäischen Tracht, mit Schuhen an den Füssen, fühlen wir uns benachteiligt und ungeschickt in dieser weichen Umgebung.

Die Soldaten bringen stark gewürzten Kaffee und Rosenwasser zur Erfrischung, das einen uns unangenehmen, süssen, parfümierten Geschmack hat, von den Arabern aber, wie alles Süsse, leidenschaftlich gern getrunken wird. Der Gouverneur und seine Vertrauten betrachten uns unverwandt, halb neugierig, halb misstrauisch und verfolgen gespannt jede unserer Bewegungen. Man fühlt sich nicht gerade behaglich und die Unterhaltung auf arabisch geht nur stockend vor sich. Endlich bitten wir, etwas spazieren gehen zu dürfen, aber alle brausen auf: jeder Schritt ausserhalb der Stadt sei lebensgefährlich, feindliche Beduinenstämme dehnten bis dicht an die Stadt ihre Raubzüge aus. Aber der Gouverneur kann uns nicht versagen, in der Stadt herumzugehen, nur bittet er uns, seine Soldaten mitzunehmen.

Arme, vergessene, verlassene Stadt! Und wie prächtig mag sie einst gewesen sein. Reiche Kaufleute verschifften von hier ihre Waren in alle Welt, und Palast reihte sich an Palast, wie in den schönsten Märchenstädten. Einst, als noch die englischen Ostindienfahrer hier ihre Ankerplätze und Niederlassungen hatten, herrschte

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

reges Leben in Mokka, davon ist heute keine Spur mehr vorhanden, kein Europäer, kein Türke lässt sich mehr hier blicken. Was sollte er auch an diesem toten Platz, wo nur noch der Mokka, dem die Stadt ihren Namen gab, in seltenen Kamelkarawanen zur Küste herabkommt, dort im Sande liegt, bis ein Dampfer gelegentlich sich zeigt und die Säcke verschifft.

Aber vor allem ist es das Aufblühen Adens, dieses Parvenükindes des Roten Meeres, das dem alten Mokka breitspurig den Platz an der Sonne geraubt hat. Aden war mit dem prächtigen, sturmgeschützten Hafen dazu berufen, Mokka mit versandender offener Reede, ohne Leuchtturm, mit unsicherem Hinterland und ewig wechselnder Regierung zu überflügeln und auszuschalten. Die ägyptischen und türkischen Kämpfe um den Besitz der arabischen Halbinsel, zuletzt noch der italienisch-türkische Krieg, haben die schon entvölkerte Stadt völlig in Trümmer gelegt. Die Gebäude fielen ein, und keiner fand sich, der sie wieder aufbaute.

Wir gehen durch die tote Stadt, der grinsenden Theaterkulisse, und kommen zu einem kleinen Palmenhain, der Mokka umschliesst. Es sind Dattelpalmen, grau vom Staub, zerfetzt vom Sturm, ebenso trostlos wie die ganze Umgebung, aber ein alter Araber zeigt uns stolz ein paar tiefe Brunnenlöcher, mit trübem, brakigem Wasser, welches die Palmen und auch die Menschen dieser Stadt speist. Im Sande finden wir hier halb verweht eine alte rostige Kanonenkugel, wer weiss von wem, wer weiss von wann, wir heben sie auf und nehmen sie mit, als einzige greifbare Erinnerung an diese Stadt.

Zurück gehts dann wieder über das sprühende Meer auf segelnder Dau. Diesmal liegen wir auf hochgetürmten Säcken des weltberühmten Mokka.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Abends ist alles klar, und die Schaukelei auf hohem Meer beginnt noch einmal. Der Schmutz ist grösser denn je, keiner scheint daran zu denken, den Dampfer sauber zu machen, wo man anfasst, bekommt man schmutzige, schwarze Hände. Dazu die klebrige Luft, unsere Kleidung, eben frisch angezogen, sieht gleich verdrückt und unfrisch aus. Der Kapitän bleibt all die Zeit an Bord in demselben, einstmals weissen Anzug. An Bad oder Duschen mangelt es gänzlich, und die einzige ärmliche Waschgelegenheit für alle befindet sich in meiner Kabine. Schlafen des Nachts ist ein Kunststück, da man sich immer am Bettrand anklammern muss, um nicht bei der heftigen Bewegung des Schiffes herausgeschleudert zu werden. Vorne auf dem Deck liegen seekranke, arabische Passagiere, verschleierte Frauen hocken unter ausgespannten Tüchern auf ihren Teppichen und Betten, grüngelbe Kinder in bunten Kleidern kriechen auf den schmierigen Planken herum. Ab und zu steigt der Geruch des arabischen Essens zu uns auf, das von den Reisenden auf flachen Schüsseln aus der Schiffsküche geholt wird. Wir selber geniessen wenig bei der feuchtheissen Luft und dem ewigen Seegang, aber einmal fangen wir mit der Schleppangel einen jungen Hai, ein andermal auf der Reede einige fette, äusserst merkwürdige Fische, Todfeinde des Haies, an den sie sich blutegelgleich anheften. Sie sind das beste, das wir auf dieser Reise verzehrt haben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Hodeida

*

Noch eine Nachtfahrt und endlich liegen wir vor Hodeida, das genau so zauberhaft schön von ferne aussieht, wie Mokka, mit weissen schimmernden Gebäuden, runden Kuppeln der Gebetshäuser und schlanken Minarets. Eine kleine Dau holt uns ab, doch diesmal liegen wir nicht auf Frachtstücken, sondern sitzen ganz ordentlich auf teppichbelegten Bänken. Am Quai erwartet uns der Zollbeamte und der Adjutant der Polizeitruppe, ein kleiner, freundlicher Mann, der mehr persisches als arabisches Blut in seinen Adern hat, und der uns guter Freund werden soll. Alles was keinen Turban trägt, geht im Tarbusch, selbst die wenigen Europäer, die hier ansässig sind, 2—3 Italiener und Griechen wagen sich nur mit dieser orientalischen Kopfbedeckung auf die Strasse. Man führt uns, von Soldaten umgeben, die denen von Mokka gleichen, zu einem vierstöckigen Gebäude, wenige Schritte dem Meer gegenüber, einem Gebäude, das in ziemlich gutem Zustand zu sein scheint, wie überhaupt die Stadt einen nicht ganz so verfallenen Eindruck macht wie Mokka. Es geht unendlich viele steile Steintreppen hinan. Auf den Absätzen stehen arabische Betten, darauf stumm die Diener und Hüter des Hauses hocken, ganz versunken in ihre gurgelnden Nargile, so dass sie nicht einmal Zeit finden, sich zu erheben, wenn wir vorbeikommen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Durch eigenartig geschnitzte Torbögen geht es hindurch, dunkle, hohe Räume erblickt man, immer höher steigt es an, schliesslich landen wir auf einem flachen Dach, hieran stösst unser Zimmer. Das Haus gehört einem reichen arabischen Kaffeekaufmann, der uns freundlicherweise dies alleroberste Geschoss zur Verfügung stellt. Hotels gibt es in Arabien nicht. Es besteht aus drei flachen Dächern, zu den letzten führen noch ein paar Stufen herauf, und von dort bietet sich ein herrlicher Weitblick; man hat auch ein Badezimmer und daneben einen noch intimeren Raum, alles echt arabisch. An zwei Dächer grenzt der Hauptraum, der unser Schlaf-, Ess- und Empfangszimmer abgeben soll. Er ist allerdings sehr geräumig und verfügt über nicht weniger als 18 Fenster nach allen Richtungen. Alle Fenster sind ohne Glasscheiben und mit 34 geschnitzten und im Seewind auf- und zufliegenden Fensterläden versehen. Luft und Licht haben wir also genügend, und man kann sich ganz gut die Bewohner des Hauses hier vorstellen, wenn sie in den heissesten Sommermonaten bis auf die höchsten Dachräume flüchten, auf ihren Ruhebetten liegen, die Läden nach der grellen Sonnenseite hin verschlossen, während sie von der andern Seite mit weit geöffneten Fenstern, auch die kleinste Brise aufzufangen suchen. Die erstickend heissen Nächte aber verbringen sie auf den Dächern, den flimmernden Sternenhimmel über sich.

Während wir es uns hier mit unserer Zeltausrüstung gemütlich machen, fegt der Seewind durch das Gemach, und noch lange haben wir das Gefühl, als schwanke der Boden hier oben, gerade wie auf der « Ethiopie ». Ausser ein paar arabischen mit Teppichen belegten Ruhebetten, sind keine Möbel in dem Zimmer, aber die entzückenden Steinnischen in den Mauern eignen sich sehr gut, die vielen Kleinig-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

keiten, die ein Westeuropäer nun einmal mit sich führen muss, übersichtlich unterzubringen. Aber es ist so eigenartig, so neu und fesselnd, draussen auf den Dächern zu stehen und auf diese arabische Stadt herunterzusehen, dass man kaum zum Einrichten und Auspacken kommt.

In unbeschreiblich helles Licht gebadet liegt sie da, die eine Seite vom blinkenden Meer bespült, ringsherum von weissem glitzerndem Wüstensand eingefasst. Haus steht dicht an Haus, ein jedes scheint sich höher recken zu wollen als das vor ihm gebaute, um aus dem erstickenden Gewühle heraus, die kühle Brise des Meeres zu erhaschen. Regellos und doch von verborgenem Schönheitssinn zeugend, reckt sich hier ein gekröntes Türmchen hervor, dort eine schmale mit lustigen Steinarabesken geschmückte Fassade. Man kann sich nicht satt sehen an den zahlreichen immer wieder in verschiedenen Formen und Motiven auftretenden Arabesken, die teils in feinen Linien und Verschlingungen, teils in den luftigen Dacheinfassungen, wie ein durchbrochenes Spitzenmuster gegen den strahlend blauen Himmel wirken.

Als aber das Abendlicht langsam den grellen Tag verdrängt, und die Häuser wie mit rosenrotem Zauberpinsel berührt, die grelle Wüste rings in weichem Lilagrau verschwimmt, das Meeresrauschen aber langsam abebbt und statt dessen sich laut und klagend der mahnende Gebetsruf der Muezzins über den Dächern der Stadt erhebt, da überwältigt uns, die wir aus dem harten, hastenden Abendland stammen, die Schönheit dieser Stunden, die wir nie wieder vergessen werden.

Doch, als wäre das Schöne nie so schön, um nicht noch übertroffen werden zu können, erscheint jetzt der Mond in seinem sil-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

bernen Licht, unwahrscheinlich gross in der klaren Luft, weiss erglänzt rings das gezackte Häusergewimmel, eingestreut leise, bläuliche Schatten, die Gebäude scheinen zu wachsen, die Stille rings scheint zu rauschen und erst als das Weinen eines Kindes aus irgendeinem versteckten Winkel erklingt, fühlt man sich zurückversetzt aus einer Zauberstadt auf unsere Erde.

Gesang weckt uns am nächsten Morgen. Gesang, wie wir ihn in diesem Leben auf unsern Fahrten noch nicht gehört haben. Es ist eine aus vielen Kehlen quillende Reihe von rasch ansteigenden Tönen, die, auf dem höchsten Punkt angekommen, in eben derselben Reihe wieder abklingen, um kurz darauf abermals aufzusteigen. Der Gesang kommt rasch näher und hat etwas so Mitreissendes, dass wir auf unsern Frontaltan stürzen und durch die Steinbögen unserer Gallerie uns herabbeugen. Da biegt es auch schon um die Ecke, aufmarschierende arabische Soldaten im Tanzschritt ihrer nackten, braunen Beine, in langen Reihen, einer mit der Hand auf der Schulter des andern. Im blauen, faltenreichen Gewand steckt vor dem Leib der herrlich funkelnde silberne Dolch, die Führer haben den ihren aus der Scheide gezogen, halten ihn hoch in der Rechten und tanzen einen wilden Einzeltanz vor den Reihen.

Wir eilen unsere 92 steilen Stufen herab, um uns die kriegerische Schar näher zu besehen. Ja, furchterregend sehen sie wirklich aus, mit den schwarzen Rabenlocken, die das gelbliche, mit dunkler Kriegsmalerei verschmierte Gesicht umgeben. Auch die blitzenden Dolche, Patronenbandoliere und Gewehre mögen furchterregend genug sein, aber am blauen Turban tragen sie ein Sträusschen wohlriechender Waldkräuter, und das versöhnt mit ihrer Wildheit. Denn diese Soldaten sind alles Söhne aus den Bergen, die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Arabische Miliz aus dem Hochland.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Vornehmer Araber.

Soldat unserer Begleitmannschaft.

Infanterist auf dem Marsche.

Anschmieden eines Verbrechers.

Strassenbild in Hodeida.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

vom Imam als treue Truppen in die nie ganz sicheren Küstenstädte geschickt werden, und sie tragen in diesen Sträusschen den Wohlgeruch ihrer Wälder und Felsenschluchten in die feucht-salzige Luft Hodeidas herab.

Manche unter den Soldaten, besonders die ganz jungen, haben trotz ihrer Wildheit ein mädchenhaftes Aussehen. Ihre Gesichtszüge, die lang geschnittenen feuchtschwarzen Augen, und die oft fein gebogenen Nasen haben noch etwas Helles, Weiches, die schwarzen Korkenzieherlocken erhöhen noch das Mädchenhafte. Ihre, für unseren Begriff unmännlich wirkende Kleidung, die gerafften Röcke und in grossen Knoten zwischen den Schultern geschürzten weiten Aermel, betont auch besonders die bei der semitischen Rasse stark hervortretenden Hüften, die runden nackten Schultern, die feinen Knöchel der gut geformten Beine. Ebenso auffallend sind bei diesen rauhen Kriegern die überaus zierlichen, kleinen Hände und Füsse. Die Aelteren allerdings, mit dürren, haarigen Gliedern und scharfen, mageren Gesichtern, sehen umso männlicher und recht unheimlich aus.

Aber ich bin so in die Betrachtung der Soldaten versunken, dass ich ordentlich aufschrecke, als an der Strassenecke, die zum Strand führt, jetzt ein klingender Marsch geblasen, gepfiffen und getrommelt wird. Es ist die Musikkapelle des Amils, mit langen Hörnern, Klarinetten und Pauken, eine richtige preussische Militärkapelle, noch von türkischen Musikern zur Zeit der Türkenherrschaft ausgebildet. Jetzt ist ein Araber Chef der Truppe, er selbst geht Flöte blasend vor den andern her, in eine alte dunkelblaue Türkenuniform gekleidet. Auf dem Kopf trägt er, wie auch die andern Musiker, die lang herabwallende, weisseidene Kufija. Unter den flotten Klängen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

eines türkisch-deutschen Marsches gehen sie alle so gemessen und feierlich einher, wie bei Opferfeierlichkeiten auf ägyptischen Bildern, aber rings herum läuft und tanzt das bunte Kindervolk der Hafenstadt, das blaue Meer mit weissen Schaumköpfen blitzt herüber, und die Sonne scheint so recht nach Herzenslust.

Trompeten erschallen, und nun naht er selbst, der Amil der Stadt, Sajjid Husain Abdal al Gadro, auf prächtigem Goldfuchs, vor ihm auf tanzenden Pferden, das Gewehr quer über dem Sattel, vier weiss gekleidete Reiter. Sajjid Husain ist in ein feines, weisses Gewand gekleidet, auf dem Haupt einen stattlichen Turban, die grüne Schärpe über der Schulter. Soldaten laufen neben ihm her, einer hält den seidenen Schirm über den hohen Herrn, ein anderer schreitet hinter ihm drein, den prachtvollen Paradesäbel aufrecht hinterher tragend. In dem herrlich geschnitzten Portal des Gouverneurpalastes verschwindet die breite weisse Gestalt Sajjid Husains, die Pferde werden fortgeführt, die Soldaten machen es sich, bis auf die Posten, am Strande oder im schmalen Schatten des Hauses bequem.

Nach einer kleinen Weile folgen wir, denn wir sind zur Audienz gebeten. Als wir über den Platz schreiten, der unser Haus von dem Palast des Gouverneurs trennt, spielt doch die aufgebaute Militärkapelle wirklich und wahrhaftig « Deutschland, Deutschland über alles! » Vers auf Vers schmetternd, in etwas eiligem Tempo, aber unverkennbar.

Der für Deutschland begeisterte Kapellmeister hatte sich die Melodie vor 12 Jahren von dem hierher verschlagenen Landungskorps der « Emden » geben lassen.

Eine steile Treppe geht es hinauf, die zu einem lichten Vorraum führt, Soldaten stehen herum und Boten mit Schriftstücken eilen mit wichtiger Miene hin und her.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Wir werden in das Empfangszimmer geführt, einen einfachen weiss getünchten Raum, Holzgitter an den Fenstern blenden das grelle Sonnenlicht ab. Auf teppichbelegtem Diwan sitzt der Amil mit untergeschlagenen Beinen, unterm Arme das obere Stück des langen Nargile, das er ab und zu zum Munde führt. Er begrüsst uns mit dem arabischen Gruss, die Hand kurz an Brust und Stirn führend, wir nehmen vor ihm Platz und parfümierter Kaffeeaufguss wird uns gereicht. Es befremdet uns anfangs immer wieder, dass die Araber des Kaffeelandes nie einen richtigen Kaffee, wie wir ihn kennen, trinken, sondern nur den Aufguss der Kaffeeschalen, der mehr einem Tee gleicht.

Des Amils Rede ist liebenswürdig und voll feiner orientalischer Redewendungen und Wortspiele. Selbst beim Lächeln aber bleibt sein Gesicht merkwürdig unbewegt, und die Augen blicken uns unverwandt ernst an. Während der Unterhaltung gibt er Befehle an seine Umgebung, beantwortet kleine Zettel, die ihm gereicht werden, man sieht, es ist ein herrschgewohnter Mann. Ueber seinem Kopf hängt jetzt zum Zeichen seiner Würde das herrliche, vergoldete Schwert, das ihm auf der Strasse nachgetragen wurde.

Nach einer kleinen Weile erheben wir uns, um uns zu verabschieden. Der Amil verspricht uns morgen aufzusuchen und gibt jedem zum Abschied und Andenken einen jener kleinen Halbedelsteine, die im Felsengebirge seines Landes gefunden werden. Auch will er, gleich an den Imam nach Sanaa telegraphieren, ob dem Herrscher der Gläubigen unser Besuch genehm ist, kein Fremder dürfte es wagen, auf eigene Faust die Reise ins Innere zu unternehmen. Es kommt auch selten genug fremder Besuch nach Hodeida und noch viel seltener herauf nach dem verbotenen Sanaa.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Am Nachmittag scharren zwei nette arabische Pferde vor unserm Haus, die der Amil uns schickt, damit wir damit einen Ritt um die Stadt machen können. Ich fühle mich äusserst wohl im Sattel, denn das Gehen in den Strassen ist für mich recht unangenehm. Es gibt in Hodeida keine einzige europäische Frau, und so erregt mein unverschleiertes Erscheinen bei der Bevölkerung doch immerhin Anstoss. Ich habe mir ein türkisches Gewand mit schwarzem Schleier bestellt, ein gewohnter Anblick von der türkischen Okkupation her. Im Reitkleid aber und zu Pferde wird den Arabern kaum klar, dass ich eine Frau bin.

Lustig tanzen unsere Pferde am Meeresstrand entlang und dann durch die Stadt, wo es in Bazaren und Kaffeebuden von Menschen wimmelt. Kaufleute, bleich von Gesicht und in lange, kostbare Seidenkleider gehüllt, riesige Turbane kunstvoll ums Haupt geschlungen, dichtverschleierte Frauen, auf den das Gesicht verdeckenden Schleiern merkwürdige, feurigen Augen gleichenden Ornamenten, Juden unter hoher brauner Mütze, schmutziges Hafenvolk, breite Neger, deren Vorfahren einst als Sklaven von Afrika herüber kamen, und die ihr Leben als Lastträger fristen. Dazwischen überall lustig herumhüpfende Kinder, die in ihren orangegelben, feuerroten und grasgrünen Kleidern und Kopftüchern eine so bunte Note in das lebhafte Strassenbild tragen, wie Schmetterlinge auf einer blumigen Wiese. Man sieht aber auch unverschleierte Frauen, Beduinenweiber, die in blauen, mit rot bestickten Gewändern, aber sonst lumpig und schmutzig, ein wenig wie Zigeuner wirken und ungefähr auch in dem Rufe stehen. Mit kleinen nackten Kindern auf der Hüfte und am Rocke hängend, kommen sie aus armen, verschlagartigen Hütten und ziehen bettelnd durch die Strassen. Sie erinnern wenig an stolze Be-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

duinentöchter, wie sie uns in unserer Phantasie vielleicht vorschwebten, gehören auch nicht zu den Nomadenstämmen. Doch arbeiten sie auch, wenn sie Arbeit finden, und man sieht sie in den Häusern reicher Kaffeehändler auf den Steinfussböden sitzen und unter eintönigem Gesang die Kaffeebohnen sortieren.

Der helle Ruf der Brot- und Süssigkeitsverkäufer hallt durch die Strassen. Obwohl die niedrigen, mattenüberdeckten Bazare vollgestopft sind mit allerlei Essbarem, wie Datteln, gerösteten Maiskolben, Rosinen und Nüssen, finden die fliegenden Händler noch genug Abnahme. Süssigkeiten isst der Araber für sein Leben gern. Aber was trägt der Verkäufer auch alles mit sich herum! Klebrige Kugeln aus Zucker und Rosenwasser und andere Leckerbissen aus gallertartiger weisser Masse, blätterteigartige Kuchen mit Honig gefüllt und duftiges arabisches Gebäck.

Zwischen all den Herrlichkeiten der Bazare, kostbaren Dolchen, Geschirren für Pferde und Reitesel, Stoffen und Kamelmaulkörben, findet man immer wieder Händler vor grossen Körben sitzen, in denen ein Gewirr von grünen Blättchen leuchtet. Das ist Kat, die kostbarste Ware, die der Südaraber am wenigsten missen kann, sein Lebenselixier und Zeitvertreib in trüben und frohen Stunden. Da dem Mohamedaner der Alkohol im Koran verboten ist, hat er sich instinktiv ein anderes Narkotikum gesucht und in dem Blatte des Katstrauches ein gleichwertiges gefunden. Dazu ist es harmlos, insoweit als ein Katesser nie in einen gewalttätigen Rausch gleich dem des Alkoholikers verfällt. Die Araber behaupten, nur eine angenehme Anregung zu verspüren und viel besser geistig und körperlich arbeiten zu können. Mag daran auch etwas Wahres sein, so ist die verheerende Wirkung des Katessens auf die Gesundheit doch keine

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

geringe; die Leute können, haben sie einmal mit Katessen begonnen, nicht mehr aufhören und würden ihres Lebens Seligkeit geben, um Kat zu erlangen. Die stieren Augen, bleiche Gesichtsfarbe, Appetitlosigkeit und Indigestion sind die kleinsten Uebel.

Gegen 4 Uhr nachmittags beginnt überall das Katessen. Mit Behagen holen sie das längst vorher gesicherte Kraut aus den Falten des Gewandes, setzen sich an irgend einen versteckten Winkel, manchmal auch zu zweien und dreien, beginnen die jungen Blättchen, wie die Ziegen, von den Stielen zu pflücken und sie von einer Backentasche in die andere zu schieben, bis sie das Ganze mit einem Schluck Wasser oder Kaffeeaufguss herunterspülen. Kaufleute kommen oft beim Katessen zusammen und behaupten, Geschäfte so viel besser erledigen zu können, da ihre Gedanken hell und schnell wären. Sie vergessen, dass, wie alle Narkotika, das grüne Blatt nach kurzem Aufpeitschen schwere Nervenschäden hinterlässt.

Ganz unverständlich ist es für uns zu hören, dass auch die Schulkinder schon von diesem Uebel ergriffen sind, obgleich das Zeug ganz ekelhaft bitter schmeckt. Der Sohn des arabischen Kaufmanns, bei dem wir wohnen, erzählte uns, dass alle Knaben viel besser lernen könnten, wenn sie Kat ässen.

Sonst ist er noch ein ganz munteres Bürschchen, der Sohn unseres Wirtes, wenn er auch schon den Stempel frühen Alterns deutlich auf seinen Zügen trägt, und sein dünnes Körperchen in dem langen Kleid mit vorübergebeugten Schultern einherwandelt. Seine kleinen Augen blicken recht munter unter dem grossen geblümten Turban hervor, unter dessen lastendem Rand die Ohren wie kleine Flügel nach den Seiten abstehen. Heute begleitet er uns auf unserm Ausflug um die Stadt und treibt uns zur Eile an, denn draussen soll man einen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

schönen Galopp machen können. Wir sind schnell ausserhalb der Häuser. Nun noch durch die Steinruinen zerfallener türkischer Gärten, von denen nur einige Palmen übrig blieben, die traurig über zerbrochenen Balustraden nicken, und uns umgibt die Wüste, deren feiner Sand nur von einigen kriechenden Dornensträuchern durchzogen ist. Ueber den herrlichen Boden sausen wir dahin, feuchtwarme Luft streicht um unsere erhitzten Gesichter, man kann den Pferden ruhig ein wenig die Zügel lassen, kein Hindernis ist zu sehen. Doch in der Ferne erhebt sich jetzt ein Turm, und schnell haben wir ihn erreicht. Einige Soldaten stehen herum und sehen unserm Kommen teils mit Schrecken, teils mit Neugier entgegen. Hier steigen wir ab und lassen unsere Pferde verschnaufen. Rings um den Turm, im weichen Gestein, sind tiefe Brunnenlöcher gegraben, Esel und Kamele kommen aus der Stadt, das Wasser für die Bewohner zu schleppen. Mit diesem leicht brakig schmeckenden Wasser wird die ganze Einwohnerschaft Hodeidas versorgt. Die modernen Destillieranlagen und Eisfabriken sind im Weltkrieg zusammengeschossen worden.

Dann reiten wir weiter und kommen bis Ras el Kätib, hier zeigt man uns den Damm, der einst für die geplante Eisenbahn Hodeida-Sanaa gebaut worden war, ein grosses Unternehmen, das nicht nur einen neuen und besseren Hafen für Hodeida vorsah, sondern auch die Küste mit dem bergigen Hinterland bis herauf nach Sanaa verbinden sollte. Die türkische Regierung war mit einem französischen Syndikat in Verbindung getreten und die Arbeit wurde um das Jahr 1910 in Angriff genommen. Der ganze Bau scheiterte aber an der türkischen Misswirtschaft, so waren keine Steinmolen vorbereitet, um das schwere Material abzuladen. Schliesslich gelandet, verfiel es im feuchten Sande, der heissen, salzhaltigen Seeluft ausgesetzt, mit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

erschreckender Geschwindigkeit, so dass in kurzer Zeit alles unbrauchbar war. Besonders die Beschotterung machte Schwierigkeiten. Arabische Daus mussten von weit entfernten Inseln das Steinmaterial herbeiholen und verteuerten dadurch das Unternehmen ganz masslos. Dazu kam, dass die halbwilden Bewohner der Tihama kaum für eine geordnete Arbeit zu bekommen waren. Dann brach der türkisch-italienische Krieg aus, die Bahn wurde von den Italienern beschossen, das Unternehmen blieb liegen, und als es später wieder aufgenommen werden sollte, war der kurze, vorher gelegte Schienenstrang vollständig verrostet. Die Beduinen aber hatten alles Wagenmaterial, als eine herrliche Fundgrube des so seltenen Feuerholzes fortgetragen. Der Weltkrieg setzte schliesslich diesem Kulturwerk ein Ende.

Nichts sieht man mehr als die Erhöhung des Dammes, ein paar rostige Eisenstückchen, kaum noch als solche zu erkennen, und rings in den Lagunen sitzen ungestört Flamingos und Pelikane und starren in die salzigen Lachen.

Sanaa aber, die heilige Stadt des Imam, entging noch einmal gnädig ihrem Schicksal, ein Ausflugsplatz für Weltenbummler zu werden.

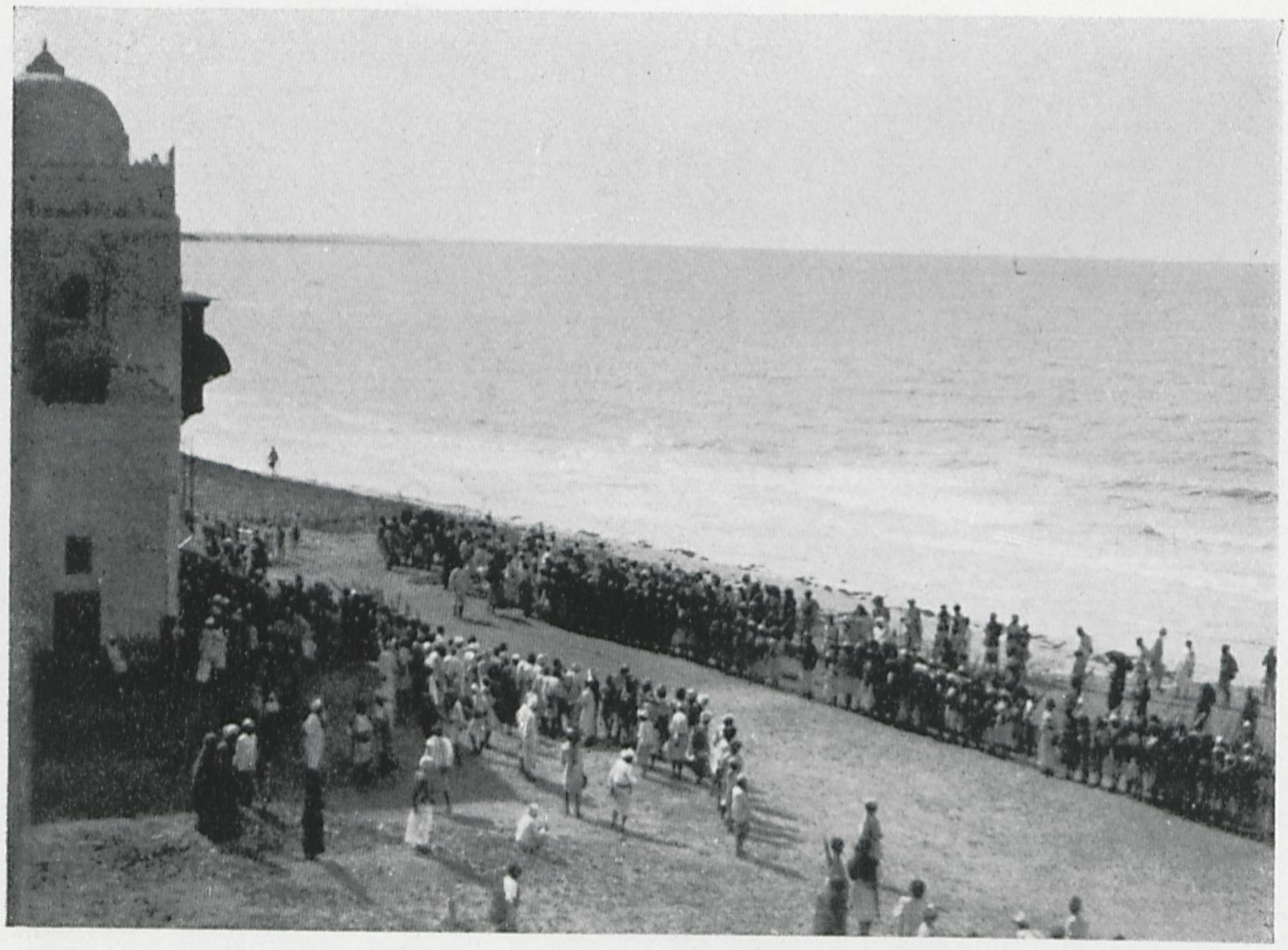
Die Nachricht ist gekommen: Imam Jahja begrüsst uns als seine Gäste, eine starke, militärische Eskorte soll uns bis zu seiner Hauptstadt begleiten. Auch Pack- und Reittiere werden in zwei Tagen für uns bereit sein. Der Amil ist selbst die vielen Stufen zu uns heraufgekommen, um uns die gute Nachricht zu bringen. Sein Gesicht strahlt und er beglückwünscht uns. Es gehört eben noch zu einer Ausnahme, den mächtigen Beherrscher der Gläubigen aufzusuchen. Bei einem Tässchen Kaffee und einer Zigarette (Alkohol nimmt er

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Gouverneur von Hodeida mit Sohn und Dragoner.

Palais des Gouverneurs in Hodeida.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18



In Erwartung des Gouverneurs — Hodeida, am Strand des Roten Meeres.

Scheh Omar, unser Hauswirt in Hodeida, im Kreise seiner Familie.*

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Die dritte Panne.

Am Brunnen in der Tihama.

Mädchen aus der Tihama.

Holzlese im Gebirge.

natürlich nicht) wird Sajjid Husain ganz gesprächig, erzählt uns aus der Geschichte Hodeidas, soweit er sie selbst miterlebt hat. Von dem Bombardement der offenen, unbefestigten Stadt, erst durch italienische Kreuzer im italienisch-türkischen Krieg, später durch die Engländer während des Weltkrieges, der den Imam in der Stunde der Not treu an der Seite seiner alten Feinde, der Türken fand. Er sprach voller Verachtung von den Glaubensfeinden seines Herrn, der Familie der Idrisi, die durch italienisches, später englisches Gold unterstützt, eine kurzlebige Herrschaft an der Küste aufgerichtet. Dauernde Sympathien zu erlangen ist jedoch den Idrisi während ihrer kurzen Herrschaft, die nur so lange währte, als die englischen Schiffskanonen hinter ihnen standen, nicht gelungen. So kurz es war, hat das auf Erpressung und Gewalttat aufgebaute Regiment der Idrisi doch genügt, Hodeida fast zu entvölkern, seinen einst blühenden Handel um Jahrzehnte zurück zu bringen. Mohamed Idrisi, und später sein Sohn Ali, hatten unzweifelhaft grosse Anhängerschaft in der Tihama, die sich vom Meer bis an die Gebirge erstreckt, und auch heute noch ist diese shafitische Bevölkerung der Küste und des Tieflandes dem Imam nicht so treu ergeben wie das Bergvolk, besonders da sie einer andern Glaubenssekte angehört.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Hodeida-Sanaa

*

Also auf nach Sanaa!

Aus dem Gerümpel der verrosteten Fordwagen (es ist kaum zu glauben, wie das feuchte Seeklima hier allen Maschinen und Eisenteilen zusetzt!) hat man einen Wagen noch in einigermassen brauchbarem Zustand herausgefunden, den ein arabischer Kaufmann einst aus Aden importiert hat. Hiermit sollen wir einen kleinen Teil der Reise zurücklegen, um uns einige glühend heisse Stunden in der Wüste zu ersparen. Mit kreischender Hupe fährt der Ford auch wirklich morgens in aller Früh unten vor, gefolgt von einer bunten, hüpfenden Kinderschar.

Misstrauisch sehen wir uns die Karre an. Farbe und Lack ist überall braunem Roste gewichen, seine Polster sind hin und ohne Federung, das Verdeck besteht aus einigen im Winde wehenden Lumpen und verrosteten, verbogenen Eisenstangen. Die Achse, immerhin ein wichtiger Bestandteil, ist mit einem derben Strick zusammengeknotet, und der ganze Wagen liegt schief auf der sowieso schon sehr invaliden Backbordseite. Auf dem Trittbrett stehen einige mit Wasser und Benzin gefüllte Behälter, der Motor fährt, vielleicht der Hitze wegen, ohne Haube. Aber es ist eben ein Fordwagen, und mag die ganze Carosserie in Stücken sein, der Motor geht noch immer, wenn auch unter schrecklichen Geräuschen, und der Wagen zieht,

was will man mehr? « Taib, taib, » so versichert uns auch strahlend der arabische Chauffeur und unser Freund, der Polizeikommissar, der uns ein Stück begleiten will. « Taib » heisst schön und gut, nun ja, es sind eben forsche Kerls diese Araber, die fahren auch noch, wenn der Wagen nur noch drei Räder hat.

Also wir verstauen uns, und den noch übrigen Teil unseres Gepäcks (die Karawane ist schon einen Tag vor uns aufgebrochen) im Ford. Es ist überaus eng für sechs Personen, und sehr unbequem, so mit den Füssen auf allerlei Säcken, in den Händen allerlei Photoapparate und Gestelle, dazusitzen. Aber man ist wenigstens ordentlich eingeschachtelt und kann bei dem furchtbaren Schleudern, das jetzt beginnt, nicht herausfliegen.

Schon die erste Kurve, um eine Strassenecke, kommt uns recht beängstigend in dem schief liegenden, vollgepfropften Wagen vor, aber als wir die Stadt verlassen, beginnt erst das Martyrium. Durch Sandmulden in voller Fahrt hindurch, bergauf, bergab, die Räder fassen nicht im lockeren Sand, der Wagen schleudert und rutscht, wir rufen « dalla, dalla », das heisst langsam, denn wir stossen uns grausam an allen Ecken. Aber der Führer erklärt, wenn er langsam führe, dann käme er überhaupt nicht durch den Sand, und weiter geht es mit Schleudern und Rutschen, man wundert sich nur, dass man immer noch nicht umgeschlagen ist.

Während der zwei Stunden Fahrt haben wir ein paar Pannen, teils am Motor, teils an den Reifen, da sind wir immer ganz froh, wenn wir ein Weilchen im Wüstensand von den Strapazen ausruhen können, bis ein anderer ebenso geflickter Reifen den vorhergehenden abgelöst hat, der rauchende Motor oder das kochende Wasser der Kühlung sich abgekühlt hat. Neben dem Auto liegend, kommt man

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

erst dazu, sich ein wenig in Ruhe umzusehen. Rings flimmert die jetzt am Morgen schon überhitzte Luft über der Tihama. Weit hinten über dem gelben Sand sieht man noch einen Streifen des blauen Meeres, wie ein lebendiges Zucken laufen die weissen Schaumköpfe über die tiefe Bläue. Der gelbe, lockere Sand rings um uns, ist von graugrünem Dornengestrüpp durchzogen, weit und breit keine menschlichen Ansiedelungen. Zweimal aber erblicken wir, dicht vor dem Auto, flüchtende Antilopen.

Bis zu unserer nächsten Panne kommen wir durch die ersten Beduinendörfer. Hütten wie Heuhaufen oder Strohmieten, armselige, dürre Durrafelder, Frauen in blauen, mit Rot verzierten, langen Hemden, gelbbraune, nackte Kinder, die schreiend über den kochend heissen Boden uns entgegenlaufen. Magere, buntscheckige Ziegen, hübsche, sanfte Eselchen, den Packsattel auf dem schmalen Rücken, an den Hütten angebunden.

Man meint, es müsse die Hölle sein, hier jahraus jahrein zu wohnen, in ewiger, in der kommenden Sommerzeit ganz unerträglicher Hitze, inmitten der flimmernden Wüste zu sitzen, bei allerspärlichstem Regenfall das dürre Feld zu bestellen. Je näher wir allerdings an die Vorberge kommen, die das Hochland des Yemen von der Küste trennen, desto grösser werden die Siedelungen, da die Regenfälle hier reicher sind und die Felder mehr Menschen ernähren können.

Bajil ist unser erstes Reiseziel. Mittags treffen wir dort ein und werden von der benachrichtigten kleinen Garnison freundlich, ja feierlich empfangen. Vor der Stadt liegt ein kleines, turmartiges Fort, welches Hodeida vor der Welle aufständiger Beduinen schützen soll. Denn es gab eine Zeit, und die ist noch gar nicht so lange her,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

wo diese Beduinenstämme, die jetzt friedlich ihre Felder bestellen, wild umherstreiften und selbst das Reisen auf dem Wege nach Sanaa zu einem gefährlichen Unternehmen machten. Augenblicklich herrscht Frieden. Wir gehen durch die Reihe Bergsoldaten, begleitet vom Amil von Bajil in das Innere des Forts. Die Hitze ist sengend, ich hatte mir auf den Rat des Amil von Hodeida schon das schwarze Türkenkostüm und den schwarzen Schleier zum Eintreffen in Bajil im Automobil angezogen und glaubte in den dunklen Sachen und ohne Tropenhut mich einem Hitzschlag nahe.

Undeutlich gewahre ich einige saubere, ummauerte Höfe, durch die man uns führt, dann eine Halle, wo wir uns auf Divanen zum Ausruhen setzen, während der Amil und der Hauptmann der Besatzungstruppen neben uns Platz nehmen. Unser Thermometer wies auf 38°. Jetzt hatte ich aber genug, und nahm den Schleier vom Gesicht, sollten sie mich nur sehen und sich an europäische, unverschleierte Frauen gewöhnen ... Und sie taten es auch schnell genug.

Ein hochgewachsener, schwarzlockiger Scheich war eingetreten und stand mit gekreuzten Armen neben dem Amil, indem er uns finster betrachtete. Wie wir später erfuhren, war es der Führer der Kochra-Beduinen, eines wegen seiner wilden Zügellosigkeit gefürchteten Stammes. Aber augenblicklich lebten auch sie im Frieden mit den Herren des Landes. Ueber seinem buntgestreiften Gewand aus dicht gesponnenem Baumwolltuch trug er einen herrlichen Dolch, in der braunen, schmalen Hand hielt er einen glatten, langen Stab, auf den er sich lässig stützte. Seine Züge waren ungeheuer scharf und ausdrucksvoll.

Als uns unsere Wirte endlich verlassen haben, bringen uns die Soldaten ganze Platten mit dampfenden Schüsseln und fordern uns auf,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

zuzugreifen. Es wird erwartet, dass man sich mit den Fingern aus den Schüsseln angelt, was einem gerade behagt, Löffel, Messer oder Gabel sind unbekannt.

Es gibt alle möglichen Fleischpasteten, Reis und süsse Speisen, aber es riecht alles sehr arabisch, man muss sich wohl erst daran gewöhnen. Nach beendetem Mahl pflegen die Diener Wasser aus kleinen Kupferkannen den Tafelnden über die ausgestreckten Finger zu giessen.

Draussen ertönt unausgesetzt flotter Trommelwirbel und Trompetenblasen, wir merken, wir ziehen durch ein kriegerisches Land.

Bajil ist übrigens für uns ein besonders interessanter Ort, denn nicht weit von hier, in Djebane, landete die Mannschaft der « Ayesha » unter Kapitänleutnant v. Mücke und wurde in Bajil zuerst von den Arabern empfangen und aufs gastlichste bewirtet. Unwillkürlich stellte ich mir die müde Heldenschar in ihren abgerissenen Sachen hier in unserm Raume vor. Sie haben überall den besten Eindruck hinterlassen, jeder Araber erzählt uns gern von unsern forschen, mutigen Landsleuten. Die arabische Kaufmannschaft in Hodeida tat sich damals in rührender Weise zusammen, um die kleine Truppe mit Geld und Lebensmitteln bis Sanaa zu versehen, das sie denn auch glücklich auf demselben Wege, den wir gehen werden, erreichten.

Nachdem wir die heissesten Mittagsstunden in Bajil im Schatten des Forts zugebracht haben, müssen wir uns leider wieder in unser Automobil einschiffen und noch weitere zwei qualvolle Stunden durch die Wüste rumpeln.

Endlich, es dämmert schon ein wenig, biegen wir in ein Dorf ein, dann scharf nach rechts und halten in einem Beduinengehöft,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

dem Ziel unserer Autofahrt. Hier in Bohé werden wir einige Stunden bleiben und um Mitternacht mit der Karawane aufbrechen, denn in der Wüste reist es sich nachts am besten. Rings von einem dichten Kral umgeben, liegen die Strohhütten der Beduinen und ein kleines, fensterloses Haus aus groben Feldsteinen für durchkommende Reisende bestimmt. Aber wir ziehen es vor, wie unsere Begleitsoldaten, auf den strohgeflochtenen Ruhebetten rings im Hof zu nächtigen.

Die gleissende, blendende Sonne ist erloschen, graulila Licht verschönt rings die Wüste, rot leuchten die fernen Felswände der Gebirge. Leise singt der milde Wüstenwind durch den Kral, Stäubchen, Blätter und Halme bilden kleine Wirbel in der Luft. Fette Schafe, gelbe Rinder mit verkümmerten Hörnern werden von den Kindern eingetrieben und im Hof an Pflöcken angebunden. Draussen vor dem Gehöft ziehen kleine, gescheckte Esel vorbei, behängt mit Körben und Säcken, und obenauf thront der Besitzer und lenkt sein Tier mit einem Stab.

Die Frauen im Kral, in bunten Hüfttüchern und kurzen Westen, tragen den Kaffeeaufguss in kleinen, bemalten Holzschalen in den Hof und alles erquickt sich. Es ist eine grosse Familie, die hier haust, doch scheint sie hauptsächlich aus Frauen, halbwüchsigen Knaben und Kindern zu bestehen. Ein alter Mann ist auch darunter, die andern männlichen Mitglieder sind vielleicht auf irgend welchen geheimnisvollen Kriegs- oder Vendettazügen draussen, denn so friedlich wie es in diesen Beduinengehöften aussieht, geht es nicht immer zu, und Familienfehden mit oft blutigem Ausgang beschäftigen das Völkchen vollauf, wenn nicht gerade ein gemeinsamer, grosser Kriegszug im Gange ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Als der Mond aufgeht, ertönt draussen Flötenblasen, Singen und Händeklatschen. Wir lassen uns verlocken, noch einmal aufzustehen und vor das Gehöft zu gehen. Eine ganze Menge Knaben und Männer haben sich vor dem Dorfe zum Tanz im Mondschein versammelt. In dem althergebrachten Rhythmus, der schon seit Jahrtausenden in diesem Volke steckt, bewegen sie sich, springen und klatschen zum Gesang in die Hände. Einige führen mit Stockwirbeln und Zischen, mit kühnem Springen und Niederducken einen Solotanz auf, und der Flötenbläser lässt seine eintönige aber bezaubernde Weise dazu ertönen. Die Tänze, die wir bei den Guragestämmen in Abessinien gesehen haben, erinnern ausserordentlich an diese Wüstentänze hier. Ein Araber, das Kamel am Strick, bleibt einen Augenblick bei der tanzenden Gruppe stehn und verschwindet dann wieder langsam und gespensterhaft in der Mondnacht, aus der er ebenso aufgetaucht war.

Als wir uns zum zweiten Male auf unsern Ruhebetten, den flimmernden Nachthimmel über uns, ausgestreckt haben, geht noch einmal das Gatter des Krals auf: Grossmutter kommt auf ihrem Eselchen vom Markt heim. Und nun geht es an ein Erzählen und Schwatzen, alle Frauen, Mädchen und die Kinder, die in diesen hellen Mondnächten scheinbar gar nicht schlafen gehn, versammeln sich noch einmal. Es wird Feuer in dem kleinen Küchenhaus gemacht und gekocht und gebraten. Das kleine Küchenhaus ist entzückend, es beherbergt nichts wie den niedrigen, langen Herd aus roter Tonerde, der mit sauberen, kleinen Einbuchtungen für die schön und einfach geformten Tongefässe versehen ist, unter denen kleine, rote Feuerchen aus Kuh- und Kameldünger behaglich glühen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Arabische Stute aus dem Yemen.

Burgähnlich befestigtes Dorf von Atara (1960 m ü. M.).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Im Hochgebirge des Yemen.

Beduine im Kaffeehaus.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Schech aus Menaha mit typischen Hausschlüsseln in Riesenformat.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Gebirgsdorf im Yemen.

Gebirgsfeste von Atara.

Noch im Halbschlaf, der mich bleiern umfängt, hör ich lange das Schwatzen der Grossmutter, die vor allen Dingen so gesprächig ist, weil ein junger Mann um die Hand ihrer Enkelin gebeten hat und 150 Maria Theresientaler dafür geben will. Die kleine Braut, ein anmutiges schlankes Dingelchen, von vielleicht 14 Jahren, steht da, im Mondschein träumend, als ginge sie das Geschäft gar nichts an.

Ich bin dann schliesslich doch fest eingeschlafen, und was mich dann aus dem Schlaf auffahren machte, war wohl die grosse Stille, die sich, nachdem alle zur Ruhe gegangen waren, aus der Wüste rings erhob und sich wie ein schwerer Mantel über das Dorf breitete. Ich fuhr auf und blickte mich hellwach um. Ueber mir der samtschwarze Himmel mit dem strahlenden Sternengewimmel dieses Landes, fern über der Bergwand der im violetten Dunstkreis versinkende Mond. Um mich herum tiefer Schlaf der Erschöpfung nach der Hitze des Tages im kühlen, zitternden Nachtwind. Die Stille so tief, dass, horchte man lange hin, sie wie ein Brausen schien. Kein Atmen wurde laut, selbst aus den Tieren, die nah bei uns lagen, schien jedes Leben für ein paar Stunden geflohen zu sein.

Aber wir mussten um Mitternacht aufbrechen, um die kühlen Nachtstunden zum Weitermarsch auszunutzen. Die Soldaten mussten geweckt, die Tiere bepackt werden, von den Bewohnern des Beduinendorfes aber rührte sich keiner mehr, als wir endlich in die Nacht hinauszogen. — —

Ein Maultier, dicht hinterm andern, geht es langsam durch die dunkle Wüste auf Bab el Yemen zu, ein schmales, langes Tal, das sich zwischen zwei Bergzügen durchwindet.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Bab el Yemen, das heisst das Tor zum Yemen, das Tor, das aus der Tihama heraufführt in die kühlen Gebirge, das den Weg weist zu dem sagenumwobenen Hochland.

Wieviel Eroberer mögen schon durch dieses Tor gezogen sein, angelockt von der fruchtbaren Erde des Yemen. Römer, Aegypter, ja christliche Heere Abessiniens, die um 500 unter König Kaleb in Arabien eindrangen, ein Jahrhundert lang im Lande herrschten und ihre Kirchen in dem damals noch heidnischen Sanaa errichteten. Und ganz aus sagenhafter Zeit taucht auch der Name jener mythischen Königin von Saba vor mir auf. Hat diese Herrscherin wirklich gelebt, so führte ihr Weg vielleicht auch durch das « Bab el Yemen » hinab zur Küste, als sie einem geheimnisvollen Ruf folgend, sich nach Jerusalem aufmachte, um den weisen Sprüchen Salomons zu lauschen, jene Königin, deren Verbindung mit Salomon Menelik I. entspross, der als Stammvater der abessinischen Herrscherdynastie heute noch gilt.

Fast lautlos gehen die Tiere durch den weichen Sand. Nur das Schloss an einer Kiste klappert in immer gleichem Takt und verrät uns, dass die Packtiere dicht hinter uns sind. Denn die Nacht ist dunkel. Das im Sandstaub der Wüste unsichere Mondlicht ist ganz erloschen, der Mond glitt, als wir unsere Wanderung antraten, hinter das Bergland, das die Wüste vom Hochland abschliesst. Als hellstes Sternbild begrüssen wir wieder das südliche Kreuz am Himmel. Ein Zug Kamele kommt uns entgegen. Bis sie dicht heran sind, hört man nichts von ihnen, mit einem Mal erschrecken uns die grotesken, sich wiegenden Formen direkt über uns, hoch auf ihren getürmten Lasten richten sich gespensterhaft friedliche Schläfer in die Höhe und starren auf uns herab.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Kaum ist der Weg zu erkennen, und zweimal geht unsere Karawane fehl, findet sich aber gleich wieder zurecht. Man muss dicht hinter einander reiten, denn bleibt man auch nur um ein weniges zurück, so verschwindet, wie in einer Zauberwand, der Vorreiter in der Dunkelheit. Diese Dunkelheit und die grosse Stille, das gleichmässige, fast geräuschlose Auftreten der Tiere im weichen Sand, wirkt nach kurzer Zeit ungeheuer einschläfernd. Nur der Singsang der Soldaten unterbricht die Stille, ab und zu verrät ein Licht und das Anschlagen eines Hundes eine Beduinensiedlung, aber zu sehen ist davon nichts. Auch die weiche Luft ist einschläfernd, ein starker Tau fällt und alles fasst sich feucht an. Die Soldaten begleiten uns auf flink trippelnden Eseln, ihre nackten Beine hängen vorne über dem breiten Reitsattel am Hals des Tierchens herunter und mit den Füssen lenken sie es. Das Gewehr scharf geladen, halten sie quer über dem Sattel. Einmal lässt uns ein Schuss zusammenfahren, aber das Gewehr ging wohl aus Versehen los, ein andermal knallt ein Soldat samt seinem Packsattel von seinem kleinen Esel herunter, worauf seine Kameraden in lautes Gelächter und Geschrei ausbrechen, er selber aber sein armes Grauchen verprügelt und weidlich schimpft.

So ein Nachtritt in der Wüste ist gewiss sehr poetisch und romantisch, aber auf die Dauer entsetzlich einschläfernd. Wenn es wenigstens Räuber gäbe —, so ein kleiner Alarm würde einen für ein paar Stunden wach halten, aber es rührt sich gar nichts, und bald kann man nichts anderes denken, als wach zu bleiben, um nicht vom Maultier zu fallen. Nichts ist qualvoller als der durch nichts zu verscheuchende Schlaf, man meint sich in einer Art Betäubung zu befinden. Alles erscheint so traumhaft, und vergebens sucht man

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

sich zur Wirklichkeit zurückzufinden. Mit weit aufgerissenen Augen, die immer wieder zufallen möchten, starrt man auf seinen Vordermann. Aber der wächst in dem ungewissen Licht plötzlich ins Ungeheuerliche, wird ein riesenhafter Radler mit weissem Gesicht (das ist der Tropenhut), Krinoline, — das ist der Leib des Maultiers —, und Teufelsbeinen. Je mehr ich ihn anstarre, umso unmöglicher ist es mir, ihn in seiner richtigen Gestalt wieder zu erkennen. Ich sehe endlich verzweifelt nicht mehr auf den schrecklichen auf mich zukommenden Radler, sondern blicke auf mein eigenes Maultier. Aber das hat plötzlich seinen Kopf verloren, dagegen gehen zwei weisse Mehlsäcke vor mir spazieren. Mit Müh und Not kann ich mich davon überzeugen, dass die beiden Säcke der Weg rechts und links von dem in der Dunkelheit verschluckten Kopf meines Tieres sind. Erst wenn ich einen Moment die Augen schliesse, verschwinden diese Spukgestalten, aber dann schwanke ich im Sattel, stürze beinah herab, fahre auf, um nach wenigen Minuten abermals in quälenden Halbschlaf zu versinken.

Jetzt scheint es bergab zu gehen, vorsichtig setzt das Tier die Füsse, an seinen Hufen erklingt es wie von Geröll und Steinen. Es geht durch die Schlucht des Wadi Hadjan und vor Obal klettern wir durch eine weitere, tief eingeschnittene Ravine. Obal sollten wir nach vier Stunden erreichen, aber fünf Stunden vergehen, und wir können nicht sagen, ob wir durch eine Ortschaft gekommen sind, so dunkel ist jetzt die Nacht, da ein dichter Staubdunst den Himmel verdeckt.

Die letzte Stunde steigen wir bergan, dann sehen wir Formen vor uns, wie zerbröckelte Mauern, rechteckige Steinkarrés, eine Stadt, deren Häuser zerfallenen Steinhaufen gleichen. Das ist Obal.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Es kann nicht mehr lange bis zum ersten Morgengrauen sein, und wir beschliessen, es hier abzuwarten. Wir steigen vom Maultier und stehen ziemlich erschöpft auf der totenstillen Strasse. Unsere Leute suchen vergeblich nach dem Amil des Ortes, er scheint nichts mit den nächtlichen Reisenden zu tun haben zu wollen. Man treibt ein Strohruhebett auf, da setzen wir uns darauf, mitten auf der Strasse, das Tier am Zügel. Dann flammen einige Feuer auf hinter zerbröckelten Mauern und vermummte Gestalten gleiten wie Schemen durch die zerstörte Stadt. Sie sehen aus wie verdammte Seelen in Dantes Vorhölle. Dann graut endlich ein kühler Morgen, aber die Stadt bleibt, was sie ist, eine elende Ansammlung verfallener Gemäuer, dachloser Häuser. Man sollte meinen, es wäre erst gestern zerschossen worden, und doch ist es schon einige Zeit her, dass Obal zur Zeit der Idrisiaufstände zerstört wurde, aber noch ist nichts wieder aufgebaut worden. Nachdem es unserm Somaliboy gelungen ist, an einem der flackernden Höhlenfeuer etwas Kakao für uns zu kochen, ziehen wir im Morgengrauen weiter. Es geht ein Tal herauf, das von ungeheuer zackigen Bergen eingerahmt ist. Felder breiten sich zu beiden Seiten des Weges aus. Rindvieh begegnet uns, von Kindern getrieben, die bei unserm Anblick in die Büsche fliehen.

Endlich nach vier weiteren müden Reitstunden sind wir in Hadjela. Man führt uns zu einem halb eingefallenen Steinhaus, in dem oben zwei Gastzimmer sind. Sehr schmutzige Wände, von dem Fussboden gar nicht zu reden, die üblich aus Stricken geflochtenen arabischen Ruhebetten. Aber all dies ist uns augenblicklich ganz unwesentlich, auch der Gedanke, was für Art Reisende wohl vor uns auf diesen Betten gelegen. Wir denken nicht einmal daran, unsere Feldbetten aufzustellen, sondern strecken uns in unsern Reise-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

kleidern erst mal aus und schlafen fest und tief bis zum Mittag. Dann erst säubern wir uns, soweit das hier möglich ist, und nehmen etwas zu uns, worauf wir neu gestärkt die halsbrecherische Steintreppe unseres Quartiers herabklettern, um uns einmal unten im Orte umzusehen.

Unser Haus selbst ist, trotz seines verfallenen Zustandes, noch das ansehnlichste am Ort. Telegraphendrähte, auch noch aus der Türkenzeit, gehen von seinen bröckelnden Mauern hinauf nach Sanaa und herab nach Hodeida und ein kranker, schleichender Beamter, ein Halbtürke, versieht den spärlichen Nachrichtendienst. Als wir um das Haus herumgehen, entdecken wir ein dunkles Verliess grad unter unserm Zimmer, wo die Gefangenen des Ortes untergebracht werden. Kettenrasselnd kriechen sie aus ihrer stinkenden Behausung, um ein paar Schritte unter der Aufsicht der Soldaten sich vor dem Hause zu ergehen. Einem halb verhungert aussehenden, dürren Kerl werden die Ketten mit Eisen und Hammer von den Fussgelenken abgeklopft, ihm scheint die Freiheit wieder geschenkt zu sein, langsam geht er fort, keiner sieht ihm nach.

Wir gehen ein wenig im Ort herum. Er liegt malerisch in einem rings von drohenden Bergen eingeschlossenem Tal, das fruchtbar genug aussieht. Mais, Hirse und andere Feldfrüchte stehen hoch und schön, am Brunnen wächst eine Palmengruppe. Frauen in blauen und grünen, langen Hemden und an den Knöcheln eng anschliessenden Hosen, alles hübsch benäht oder gar mit Silberornamenten verziert, auf dem Kopf einen hohen Strohhut, der die Form eines richtigen Zylinders hat, gehen mit ihren Kindern und Eseln zum Wasserholen an den Brunnen. Kamele ziehen durch das jetzt trockene Flussbett, Schaf- und Rinderherden folgen. Die Bewohner sind

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

freundlich, aber viele sehen gelb und elend aus, denn Malaria ist hier endemisch. Die Häuser aus rohen Feldsteinen sind fast alle in halbzerfallenem oder zerschossenem Zustand, ähnlich wie in Obal, wenn auch ein ganz klein wenig besser. Eine Moschee besitzt der Ort nicht. Eine Handvoll Bergtruppen liegt hier und faulenzt in den Strassen oder im « Telegraphenamt » herum.

Abends sitzen wir auf dem Dach von unserm Haus und amüsieren uns mit « Amis », dem zahmen Schaf des müden Telegraphenbeamten, das nie vom Dache und den Zimmern herunter kommt und alle unsere Matten und Reisekörbe anknabbert. Ausserdem hält sich unser stiller Wirt, der sich wohl hier einsam fühlen mag, ein paar bunte Turteltäubchen in einer Kiste, die unentwegt über unsern Tisch fliegen.

Den nächsten Tag führt uns ein äusserst langer und anstrengender Marsch auf die Höhen von Menacha. Schon am Tage vorher zeigte uns unser Wirt den Anstieg, zeigte auf die zackengekrönten Höhen des Safargebirges (Jebel Safar), das über zweitausend Meter steil ansteigt. Den ersten Teil des Weges geht es über Schotter und Geröll im Oberlauf des uns von weiter unten bekannten Wadi Hadjan, in dem die armen Tiere alle Mühe haben, die Füsse zu setzen. Die Hänge des Flusstales sind noch ziemlich dicht bewaldet, auf dieser Reise das erste Mal, dass wir etwas Wald sehen, in Arabien schon eine Seltenheit. An den Hängen klettern Kühe, ein kleines Mädchen trillert einen langgezogenen Gesang, um ihre Herde zusammen zu halten. Eine Schar Paviane tobt in der Ferne über eine Steinhalde.

Dann hören wir wildes, menschliches Rufen und Schreien, und um die nächste Ecke biegend, sehen wir eine ganze Horde Araber

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

sich wie die Wilden auf ein am Boden liegendes, schwarzes Ungetüm stürzen, daran zerrend und schiebend, als gälte es, es fortzuschaffen. Und dem scheint auch so, denn beim Näherkommen erkennen wir, dass es sich um einen beträchtlichen Teil einer Maschine handelt, die nach der Aufschrift sogar von England stammt. Aber in welchem Zustand! Und wie wir hören, soll dies Ungeheuer nach Sanaa herauf, hat also kaum den vierten Teil des Weges hinter sich. Von nun an ist unser Weg bis Sanaa durch zerbrochene Kisten und verbogene, unbrauchbargewordene Maschinenteile gekennzeichnet, Triebräder ohne Speichen, Stücke von Dampfkesseln, Mühlanlagen, Stanz- oder Druckmaschinen, Kanonenräder in Latten, verpackte und halb verrostete Flugmaschinen und was weiss ich noch alles.

Manche Maschinenteile liegen schon in Menacha, während der Hauptbestandteil noch in Hajela im Flussbett ruht oder gar im Abgrund irgendwo zerschellt ist. Den schreienden Fronarbeitern liegt nichts daran, ob die ihnen unheimlichen Teufelswerke ganz oder zerbrochen in Sanaa ankommen. Man sieht, wie diese wilden Kerls voller Unwillen und mit bösem Blut an dem Transport arbeiten, aber der Imam hat es befohlen, Furcht hält sie bei der Arbeit, aber jede Gelegenheit benutzen sie, um in ihr Dorf auszurücken. Manchmal sieht man 50—60 solcher Kerle an einem Maschinenteil zerren, bei den wilden Gebärden und dem beinahe tierischen Geschrei, das dabei vollführt wird, möchte man eher meinen, sie hätten ein Ungeheuer gefesselt und wollten es in einen Abgrund werfen. So mögen im Altertum durch Fronarbeiter und Sklaven die herrlichen Baudenkmäler aufgerichtet worden sein, bei deren riesenhafter Struktur man meint, es wäre unmöglich, dass Menschenkraft allein die Quadersteine herbeigeschleppt habe.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Unser Wachtposten in Hadjela.

Yebel Shibam hinter Menaha.

Junge Gebirgsaraberin.

Kastellartiges Gebirgsdorf Hadjere (2950 m ü. M.).

Auf dem Marsch.

Unsere Karawane im Hochgebirge.

Feierliche Einholung vor Mafhak.

Soldatenkinder.

Der Aufstieg nach Ussyl und von da nach Menacha beginnt nach zwei Stunden ermüdender Geröllwanderung. Jetzt brennt die Sonne schon mächtig und der felsige Boden strahlt die Hitze doppelt wieder aus. Langsam quält sich Mensch und Tier hinan, in vielen Serpentinen führt die von den Türken einst gut angelegte, aber leider heute ganz verwahrloste Strasse, bergauf. Regengüsse haben das Gestein gelockert, Ravinen und ausgewaschene Felsenstücke machen das Gehen äusserst beschwerlich.

Nach weiteren zwei Stunden erreicht man Ussyl, wo eine kleine Rast für Mensch und Tier gemacht werden soll. Von hier aus ist der Ausblick in das Tal unter uns und auf das noch kühner ansteigende Bergland so grossartig, dass es einen für jede Mühe des Anstieges reichlich belohnt.

Von den wenigen hohen Steinhäusern des Ortes hebt sich das Haus des Scheichs Ahmad Kanis besonders schön ab. Ein stolzer, schlossartiger Bau auf des Berges Rand, hoch über steilem Absturz. Fenster und Türen mit Kalkornamenten bemalt, die weiss von dem dunklen Gemäuer sich abheben.

Dort wohnt Scheich Ahmad Kanis, der sich stets freundlich Durchreisender annimmt, die nicht in die Kamelkarawanserei des Ortes gehen. Er kommt uns entgegen, ein grosser, bärtiger Mann, mit einem freundlichen, etwas leidenden Ausdruck. Mit Stolz führt er uns in sein Haus, das, wie alle Gebäude in diesem Land, einer kleinen, starken Festung gleicht. Krieg und Streit ist seit Alters her in diesen Bergen zu Hause, unnahbar, uneinnehmbar liegen die einfachsten Bauernhäuser auf den steilen Felszacken des Gebirges, erheben sich über schwindelnden Abgründen, recht ein Bild dieses wilden, streitbaren Volkes.

Schon das Tor, durch welches uns Scheich Ahmad führt, wirkt mittelalterlich durch seine kunstvollen, wettergebräunten und nachgedunkelten Holzschnitzereien, den schön geschweiften Türgriff, darunter ein Riesenschlüssel steckt. Dann geht es durch den steinernen Torbogen, einige Stufen herauf in den eigentlichen Hof, um den eng aneinander gedrängt die Stallungen und die Vorratsräume liegen, alle aus festem Stein erbaut. Ein paar Stufen herab liegt das Gebetshaus, ein kleiner viereckiger Bau, auf dessen flachem, weissem Dach bei Sonnenauf- und Untergang die Gebete der Hausbewohner verrichtet werden. Durch einen Türspalt sehen wir in das Innere, den eigentlichen Gebetsraum, gleich am Eingang führt eine Stufe zu einem sauberen Steinbassin herab, in dessen grünlich schimmerndem Wasser die Frommen ihre Waschungen vornehmen.

Nun folgen wir unserm Wirt die hochstufige, sich windende Treppe in einen grossen, hellen Raum, dessen viele, schmale Bogenfenster zu ebner Erde sind, damit man, bequem auf den Teppichen am Fussboden sitzend, das herrliche Panorama nach allen Seiten hin bewundern kann. Die Fenster haben Läden aus dunklem, hartem Holz, in die entzückende Ornamente geschnitzt sind. An den weiss gekalkten Wänden hängen einige Stöcke, Dolche und mächtige Holzschlüssel, die Aehnlichkeit mit kleinen Kämmen haben und ganz märchenhaft anmuten. Der Boden des Raumes ist mit einfachen, schwarzweissen Teppichen bedeckt, die hier im Land selbst gewebt werden. Wir nehmen darauf Platz, dicht an den offenen Fenstern und blicken über das grossartige Bergland. Es ist wunderbar ausruhend in dem kühlen Steinhaus zu sitzen und von hier das weite sonnendurchglühte Land vor sich zu sehen, ohne gerade mühselig darin herumklettern zu müssen. Und nun bringt uns unser liebens-

Universitäts- und Landesbibliothek Halle Zweigbibl. Ho 1 Vorderer Orient

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

würdiger Wirt wunderbare kühle Milch in einer Holzschale und duftiges dünnes Gerstenmehlgebäck, das eben für uns bereitet worden ist.

Aber nach kaum einer Stunde müssen wir unsere Reise fortsetzen, wenn wir heute noch Menacha, unser Ziel, erreichen wollen. Unentwegt geht es auf steinigen Wegen bergan, und die armen Tiere tun einem leid, die schwerbepackt, ohne Unterbrechung, weiter steigen. Vor uns scheint das Bergland empor zu wachsen, denn je höher man kommt, um so höhere Zacken steigen am Himmel auf, und immer wieder muss eine neue Kette überwunden werden. Auf Felsspitzen, die kaum für einen menschlichen Fuss erklimmbar scheinen, erheben sich hohe, rauhe Steinhäuser, die alle aussehen wie stolze Ritterburgen. Und doch wissen wir jetzt, da wir dicht an einigen vorbei kamen, dass er nur die Wohnstatt einfacher, armer Bauern ist. In ewigen Fehden lebend, sind ihre Häuser im wahren Sinne des Wortes ihre Burgen. Noch dazu gibt es hier kein Holz, dagegen Steine im Ueberfluss. Man schlägt die Steine aus dem Grund, auf dem das Haus ruht, und so ist das unregelmässige, ragende Gebäude kaum von einer willkürlichen Felsenbildung von ferne zu unterscheiden. Am Fuss dieser Burgen liegen die Felder, die in Terrassen, gigantischen Treppen gleich, oft viele hundert Meter abfallen. Welch mühselige Art der Feldbestellung muss das für die Anwohner sein! Die Felder sehen aus, als wäre ihre Erde sorgfältig rings herum zusammengescharrt worden und durch Steineinfassungen geschützt, damit nur ja kein Krümchen verloren gehe. Inmitten der trostlosen, wilden Steinlandschaft wirken sie doppelt künstlich.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Der kostbare Mocca wächst hier jahraus jahrein, aber die Haupternten sind im Herbst, da gehen grosse Kamelkarawanen täglich damit zur Küste herunter. Aber auch Lauch und Gerste wird angebaut, wenn auch augenblicklich alles kahl ist und Männer und Knaben die schwarze Erde für die kommende Saat sorgfältig glätten. Doch auch hier wächst der ewig grüne Katstrauch, dessen oberste Blättchen gepflückt und feucht verpackt nach Sanaa und Hodeida geschickt werden.

Während die Männer auf den Feldern arbeiten, liegt den Frauen und Mädchen eine andere, viel schwerere Arbeit ob. Sie steigen in langen Reihen viele Stunden zu Tal, um das dort noch in Schründen spärlich vorkommende Brennholz zu sammeln und tragen es hoch auf dem Haupte langsam wieder bergan. Es ist eine schwere Arbeit, und am meisten dauerten mich die kleinen Mädchen, deren jedes schon ein ihrer Grösse entsprechendes Bündel heraufschleppen muss.

Die Bewohner der Dörfer sehen elend und schlecht genährt aus. Die bräunlichen Beduinen aus der Tihama hatten ein viel gesünderes Aussehen. Hier sind die Männer meist klein, wenn auch von muskulöser Gestalt, heller Hautfarbe, ihr bartloses, meist scharf geschnittenes Gesicht umgibt ein wirres schwarzes Lockengewirr. Die Leute aus der Ebene schienen mir grösser, bärtig und ihr meist glattes Haupthaar ist unterm Turban verborgen. Die Frauen haben ähnliche blaurote Uebergewänder wie die Frauen des Tieflandes, aber sie tragen lange, bis zu den Knöcheln reichende Beinkleider, über dem Kopf schwarze Schleier, der aber auf dem Lande das Gesicht frei lässt. Die Männer tragen ein kurzes blaues Tuch um die Lenden, und eine ärmellose Jacke aus naturfarbenem, selbstgefertigtem warmen Stoff, aus grauem und weissem Ziegenhaar gesponnen, oder

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

auch eine pelzgefütterte Weste, aussen mit hübsch verziertem Leder gearbeitet. Also hier hat die Frau die Hosen an, der Mann geht im Rock.

Während die Leute der Tihama uns eigentlich freundlich entgegenkamen, sehen uns die Bergbewohner finster und misstrauisch nach. Europäer und Christen sind bei ihnen gehasst und verachtet. Das Wort Christ gilt überhaupt hier allgemein als Schimpfwort, besonders gegenüber störrischen Eseln und Maultieren.

Als wir in einem Dorf einen Augenblick halten, entwendet uns ein spitzbübisches, schmutziges Dorfkind das einen Augenblick auf einem Felsvorsprung liegende Zeissfernglas. Unser Somaliboy, Hüter dieses Zeissglases, merkt den Diebstahl erst, als wir das steile Dorf verlassen und sieht den Missetäter über die Felder entweichen. Er eilt ihm nach, packt ihn auch, wagt aber klugerweise nicht, das Glas dem Kinde zu entreissen, angesichts der sich sofort drohend versammelnden Dorfbewohner. Endlich beschliessen zwei unserer Soldaten, sich der Sache anzunehmen und bringen das Kind samt dem gestohlenen Glase herauf. Der kleine Dieb will aber einen Thaler (überall im Yemen gilt der abessinische Maria Theresienthaler) Finderlohn, andernfalls er es zu behalten gedenkt. Die Soldaten unterstützten seine Forderung, sei es, dass sie auch meinen, mit den kriegerischen Bewohnern ist nicht gut Kirschen essen, sei es, dass alle Parteien darin übereinstimmen, uns ein wenig auszuräubern. Wir appellieren vergeblich an den Gerechtigkeitssinn unserer « Beschützer », sie zucken nur die Achseln und als wir unsern Wunsch äussern, dem Knaben wenigstens eine kleine Ohrfeige zu verabreichen, wehren sie angstvoll ab und deuten auf ein keifendes altes Weib, des Kindes Tante oder Grossmutter, das schon Miene macht,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

uns an die Kehle zu springen. Es bleibt uns nichts übrig, als nachzugeben, um andere unangenehme Zwischenfälle der Volkswut zu vermeiden. So geben wir das Geld, und sehen zu, wie sich das alte Weib mit dem grossen Bengel in den Armen schimpfend den steilen Weg herauf in eines dieser düsteren vielstöckigen Diebsgelasse flüchtet, die von weitem den Eindruck so stattlicher Burgen machen.

Und weiter geht es, immer bergan über brennendheisse Geröllhalden. Ab und zu überholen wir eine Kamelkarawane, die noch langsamer geht als wir. Mit gurgelnd erhobenem Haupt, dessen Ausdruck der des tiefsten Elends und auch versteckter Bosheit ist, schleppen die Kamele sich langsam auf ihren weichen pantoffelartigen Füssen die Steinhänge hinauf. Oft legen sie sich ganz erschöpft mit ihren schweren Lasten am Wege nieder, die Kniee untergezogen und stossen ein lautes, unwilliges Gurgeln aus, aber lange lassen die Führer sie nicht ruhen, sondern treiben sie bald mit Peitsche und lautem Schimpfen voran.

Auch vornehme Reisende begegnen uns auf flinken grossen Reiteseln. Sie sitzen, die Beine vorgestreckt, auf dem hohen, breiten Reitsattel, der mit einem Stückchen Teppich bedeckt ist. Vor ihnen her schreiten einige Soldaten, und wenn die Reisenden vornehme Scheichs oder Amils, das heisst Vorsteher einer Ortschaft sind, so rührt einer der Soldaten unentwegt die Trommel beim Vorausmarschieren. Weniger vornehme Reisende, die aber immerhin noch über ein Reittier verfügen, benutzen statt des Sattels einen turmartigen Aufbau von Säcken und Decken und lenken von dort herab mit einem langen Stabe das geduldige Vieh. An einer Seite des Sattels hängt die geliebte Nargile, deren roter Schlauch wie eine

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Schlange sich nach allen Seiten windet, während der Reisende selbst mit Katkauen beschäftigt ist.

Einmal begegnet uns eine ganze Türkenfamilie, die nach Konstantinopel zurück will. Die Frauen reisen unter ihren dichten schwarzen Schleiern und müssen entsetzlich unter der Hitze leiden. Zwei waren auf dem furchtbar steil herabgehenden Weg von ihren Tieren gestiegen und gingen zu Fuss über die spitzen Steine, ganz kleine Kinder im Arm. Ein Knabe von vielleicht drei Jahren, sass ganz oben auf einem mit Betten bepackten Maultier, kaum konnte er auf den Weg herabsehen. Doch sass er eigentlich da ganz gut, konnte sich auch zum Schlafen einfach zurücklegen, das Maultier folgte ruhig den andern.

Es ging schon gegen Abend, als wir einen neuen Bergrücken erklommen und schon beinahe die Hoffnung aufgegeben hatten, noch jemals unser Ziel heute zu erreichen. Da sahen wir um eine Bergwand biegend, ein Felsennest vor uns liegen, Menacha, von Ferne eher eine Gralsburg als ein Bauerndorf. Fünf bis sechs Stock hohe, gemauerte, trutzige Gebäude in malerischer Willkürlichkeit errichtet, das Gestein schwarzgrau, mit hellen Strichen über Tür und Fenstern. Und wird die Ritterburg nicht Wirklichkeit, als plötzlich Trommelwirbel und heller Hörnerklang von dort entgegenkommt? Nun sehen wir auch, dass die Felsen gegenüber dieser Burg dicht mit Hunderten von Menschen besetzt sind. Unsere Soldaten sagen uns, die Sitte in Arabien gebiete, die vom Imam erwarteten Gäste überall feierlich zu bewillkommen, sonst könnte einem vor diesem Menschenaufgebot wirklich unheimlich werden.

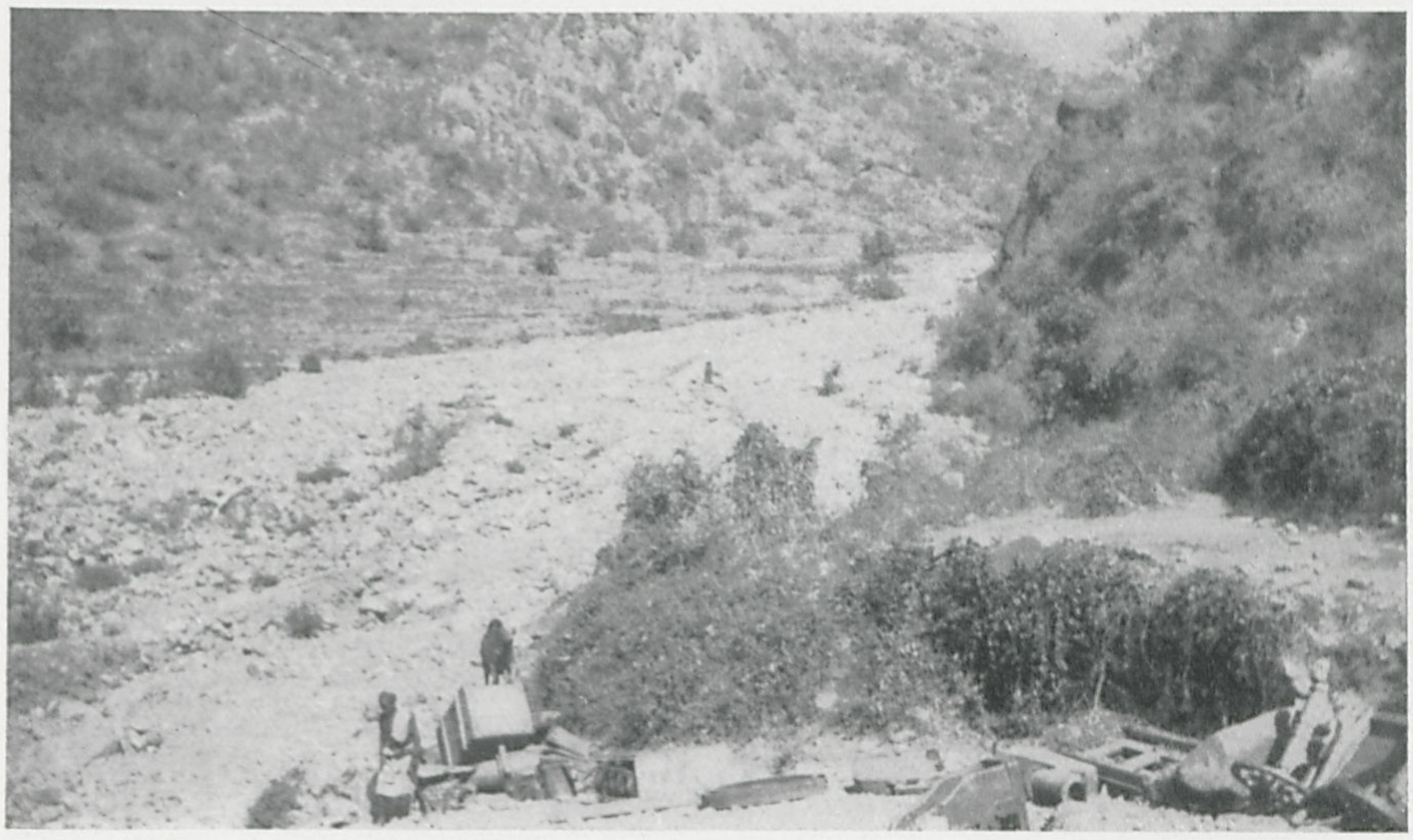
Die ersten, die uns entgegenkommen, sind die kleinen Jungens. Aber nirgends in der Welt habe ich so kriegerische Jungens gesehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Schon die ganz Kleinen, von 6—7 Jahren, tragen in silberbesticktem, breitem Gürtel ihrer Grösse entsprechend, einen entzückenden, krummen Dolch, mit kostbar verziertem Griff. Man denke sich nur, bei dem lebhaften Temperament der Araber, eine Jungenskeilerei auf der Strasse, wo gleich jeder mit gezücktem blanken Dolch auf den andern losgeht! Auf dem kurzgeschorenen oder bei den Kleinen bis über die Ohren herabhängenden Haar, tragen sie alle die reich mit Gold und Silber durchwirkte Mütze zum Zeichen, dass sie Kinder der vornehmen Zeidis sind. Diese Jugend Menachas umdrängt uns ungeheuer neugierig, bis die blauen Indigosoldaten, ihre mit dunkelm Indigo gefärbten Kleider lassen sie uns so nennen, im Kriegsschritt angehüpft kommen. Da machen die kleinen Helden, dass sie wegkommen. Die Soldaten setzen sich nun an die Spitze unserer Karawane und bei wildem Trommelwirbel und unter dem eigenartigen schmetternden Gesang springen sie vor uns her über die Steine des Weges.

Vor einem flachen Felsen wird Halt gemacht. Hier sitzt der Amil Menachas, umgeben von seinen Söhnen und Grossen. Feierliche Begrüssung, dann besteigen die hohen Herren ihre Tiere und begleiten uns an der Gralsburg vorbei, die auch nur eine Gruppe Bauernhäuser darstellt, noch eine halbe Stunde Wegs bis nach Menacha. Der Amil selbst, im hohen weissen Turban, die grüne Schärpe über der Brust, sitzt auf einem stattlichen Maultier, einige seiner jungen Söhne, bis an die Zähne bewaffnet und in herrlichen, seidenen Kleidern, flitzen auf Reiteseln dahin. Andere Begleiter reiten Pferde und hier sehe ich zum ersten Mal die berühmten Araberpferde aus dem Yemen. Sie sind für arabische Pferde hoch und stark gebaut, mit langem Hals, edlem Kopf und langer gerader

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18



Verstreute Maschinenteile auf dem Transport nach Sanaa.

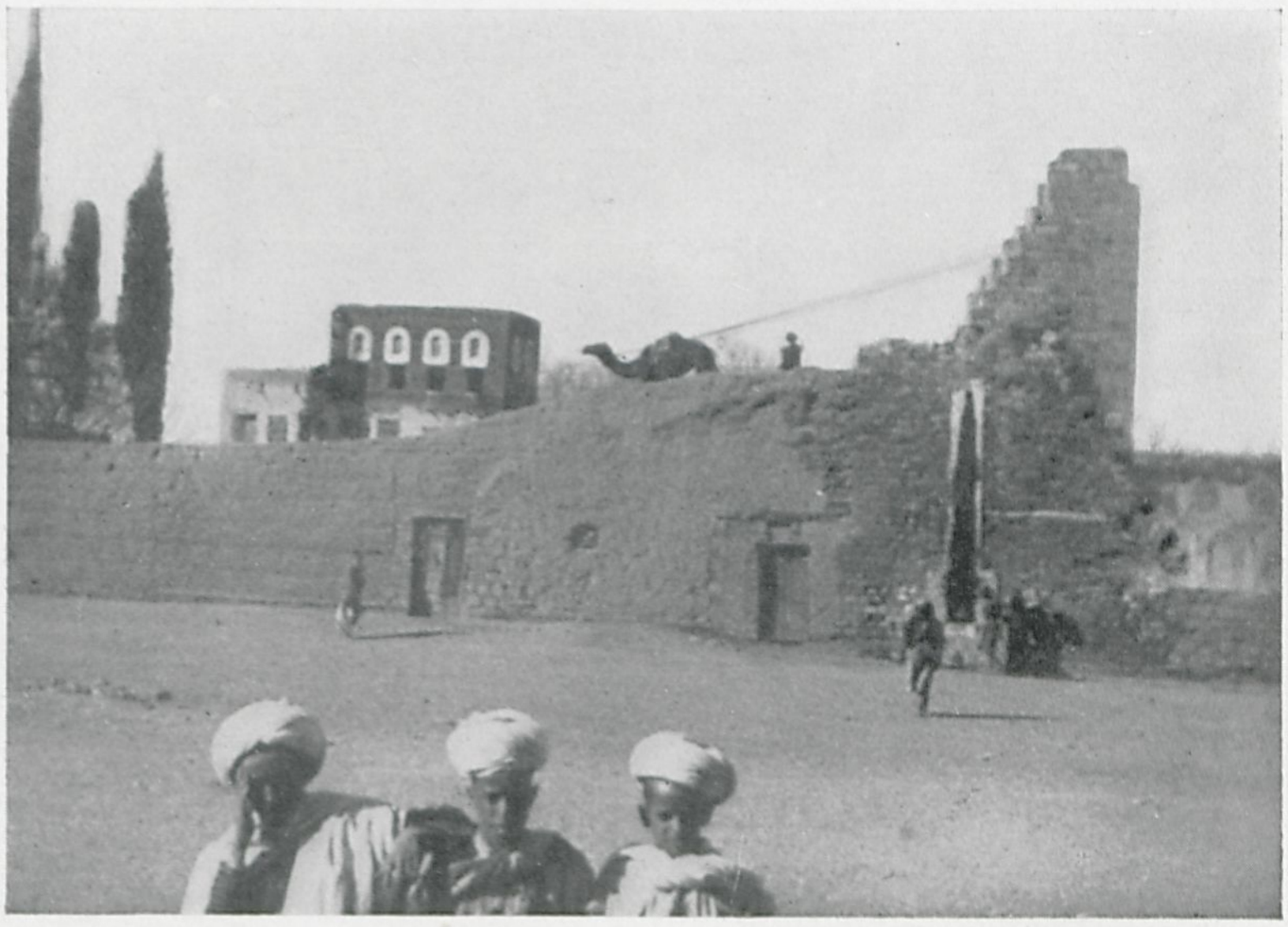
Sanitäre Anlagen (Aus der Türkenzeit).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Arabische Frauen in grotesker Verhüllung — Sanaa.

Unser Ziehbrunnen in Sanaa.

Häuserfront im Ghetto.



Ziehbrunnen in Sanaa.

Alter Jude aus dem Ghetto, Sanaa.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Kruppe. Wir reiten im dichtesten Gedränge, aber weder wir noch unsere armen, müden Maultiere sehen nach der mühseligen Reise — einem vollen Tagesmarsch — sehr würdig und stolz aus. Neben jedem von uns schreiten zwei Soldaten, die jeden Schritt unsere Tiere bewachen, und so müssen wir nun unter ohrenbetäubendem Lärm — Trommeln, Pauken, Hörner, Gesang — bis Menacha reiten.

Ueberraschend ist der Anblick dieser Stadt und Bergveste, als sie endlich auf hohem Berggrat vor unsern Blicken auftaucht. Wie bei einer uneinnehmbaren mächtigen Festung, so türmen sich die stattlichen Steingebäude hoch über der Strasse, die dicht am Abgrund dahinführt. Auf beiden Seiten blickt sie weit in das wunderbare Bergpanorama, jeden nahenden Feind von Ferne schon gewahr werdend. Manchen harten Kampf und Belagerung hat die Stadt unter ihren verschiedenen Herren schon bestanden, aber im Gegensatz zu den vorher geschauten Orten sind ihre Häuser durchweg in gut erhaltenem Zustand. Eine starke Garnison dem Imam treu ergebener Bergtruppen liegt in der Stadt, die von hier jedem Angriff aus der Tihama leicht den letzten Riegel vorschieben können.

Aber so rauh und kriegerisch diese Felsenstadt auch scheint, jetzt leuchtet sie im Abendlicht in fremdartig wirkendem mattrosa und zartgrünem Licht, die Farbe des Porphyrs, aus dem sie erbaut ist. In der Stadt selbst, in die wir jetzt einziehen, ist das Bild noch bunter. Kleckse von rot und blau auf den Dächern, das sind die Frauen bis zu den Augen verschleiert, die den Einzug von dort beobachten. Auch in den Strassen drängt sich das bunte Volk, und da fällt uns eine Gruppe braun gekleideter Menschen auf, die statt des Turbans, ein braunes Käppchen auf dem Kopf tragen, unter dem zwei lange Korkzieherlocken hervorquellen. Das

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

sind die Juden der Stadt, eine friedliche und fleissige Bevölkerung; freundlich und devot grüssen sie uns.

In Menacha scheint man vor Dieben nicht so ganz sicher zu sein. Es fällt uns auf, dass manch würdig aussehender Araber oder Jude an einer gewichtigen Kette über der Schulter ein oder zwei ebenso gewichtige Hausschlüssel trägt. Sie sind zu wunderbar, diese grossen kunstvoll geschmiedeten, mittelalterlich anmutenden Hausschlüssel, die zu ebenso kuriosen Schlössern passen.

Man geleitet uns zum Regierungsgebäude, das mit grossen Fenstern und hellen Gängen noch aus der Türkenzeit stammt.

Eine Art Schreibstube dient uns als Wohn- und Essraum, daneben ein leerer Raum eignet sich gut, um die Feldbetten aufzustellen. Unsere mitgenommenen Zelte, in denen wir auf abessinischen Reisen manche Nacht verbrachten, haben wir hier nicht ein einziges Mal aufstellen können. Der Amil und alle möglichen reich gekleideten Araber dringen bei uns ein, trinken mit uns Kaffee, haben uns aber sonst nicht viel zu sagen. Auch ist es die Stunde des Kats, grosse Wülste in den Backentaschen dieser Herren verraten es, und schwer genug mag es ihnen geworden sein, uns ihre Zeit zu widmen.

Hui, pfeift der Bergwind durch die zerbrochenen Fensterscheiben unserer Türkenschreibstube; wir sehen hinaus in die Landschaft, durch die jetzt dicke, nasse Nebelschwaden ziehen. Einzelne Gestalten hasten noch die Bergstrasse entlang, Frauen, um Wasser an den vielen fliessenden Brunnen zu schöpfen, verspätete Reisende auf eilig einher trippelnden Eselchen. Die Tür geht zu unserm Zimmer auf und das Hausfaktotum mit hervorquellenden, stieren Augen (vom vielen Katessen) bringt, von zwei Soldaten unterstützt, einen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

langen, niedrigen Tisch, dessen Platte von gewichtigen dampfenden Schüsseln ächzt. Wir staunen das Tischlein deck dich an, kosten auch von den vielen verschiedenen Gerichten, aber mit Vorsicht! Die arabische Küche ist nicht für jeden Magen geschaffen, und unserm Koch wird es nicht erlassen, das übliche Huhn und Reis herzustellen, mögen unsere Gastfreunde denken, was sie wollen.

Die Nacht ist sehr kalt, unsere Decken reichen bei weitem nicht aus, nun, wir sind hier auch 3000 Meter hoch! — —

Der Aufbruch am nächsten Morgen stösst auf allerlei Schwierigkeiten. Wie es auf Reisen in einer grösseren Ortschaft üblich ist, hat sich unsere ganze Begleitmannschaft nach allen Seiten verstreut und findet sich nur brockenweise zurück. Unsere guten Reitmaultiere werden aus einem uns unverständlichen Grunde an die Küste zurückgeschickt, und die Tiere, die man uns hier stellt, eignen sich so wenig als Reittiere, dass wir Protest einlegen. Von den gestrigen Honoratioren lässt sich heute keiner blicken und auf unsere Frage nach dem Amil deutet man stumm und ehrfurchtsvoll auf die Moschee. Aber eine Fülle von nie vorher bemerkten Individuen umringt uns in frecher aufdringlicher Weise, und das Wort « Backschisch » ertönt von allen Seiten. Als wir endlich ausziehen aus der nebelkalten Stadt, die eben noch in graue Wolken gehüllt war, brennt die Sonne schon wieder sengend heiss, ein zehnstündiger Marsch liegt heute vor uns.

Zunächst klettern wir zwei Stunden lang den Bergrücken in steilen Serpentinen herunter, den wir gestern erstiegen, bis uns ein mit kärglichem Dornengestrüpp bestandenes menschenleeres Tal aufnimmt. Fünf Stunden ziehen wir hindurch, ohne, abgesehen von einem einzigen kleinen Rasthaus am Wege, auch nur auf ein mensch-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

liches Anwesen zu stossen. Wahrscheinlich ist völliger Wassermangel der Grund der kärglichen Besiedelung. Das Tal höllenheiss und trostlos, scheint, ausser einigen Völkern Buschhühnern, auch keine weiteren Vertreter der Fauna zu beherbergen. Vielleicht noch ein paar Krähen, aber man rechnet sie kaum. Auch hierin wirkt sich die alte Kultur aus, unter der dieses Land seit Jahrtausenden steht. Es gibt weder Vertreter des arabischen Löwen, noch sonst irgend ein jagdbares Wild, ausser einigen scheuen kleinen Antilopen in der Tihama. Die berühmten herrlichen Steinböcke haben sich längst in wenigen Exemplaren auf unberührte Bergeinöden geflüchtet, in die kaum ein Mensch hingelangt. Vögel sieht man wohl hin und wieder, aber wer aus dem Vogelparadies Abessiniens kommt, kann hier nur eine traurige Leere feststellen.

Ja, es ist ein höllenheisses Tal, und die Maultiere, müde von dem langen, beschwerlichen Abstieg, wollen auch gar nicht mehr recht vorwärts. Der Boden ist sandig, einmal steigt der Weg ein wenig an, ein andermal geht es wieder bergab, zweimal verlieren wir ihn ganz, da er sich im steinigen Flussbett verläuft. Einige zerbrochene Schwungräder, vom Sande halb vergraben, verkünden uns aber wieder, dass wir auf der Hauptstrasse nach Sanaa sind. Als wir das kleine Rasthaus erreichen, eine Stunde später wie vorgesehen, suchen wir nichts als Schatten und sind froh, als man uns einen kleinen dunklen Raum zeigt, dessen Steinfussboden mit einheimischen Wollteppichen belegt ist. Wir strecken uns, ohne uns näher umzusehen, darauf aus, ich glaub, an dem Tag hätten wir uns selbst auf dem Boden Gott weiss was für eines Stalles ausgestreckt. Wir ruhen, bis unsere Maultiere, gefüttert und getränkt, die Reise fortsetzen wollen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Die letzten drei Stunden Wegs unterscheiden sich in nichts vom Vormittag, ich erinnere mich nur als einziger Abwechslung in dieser Oede eines abgeernteten Maisfeldes und einer Schar zwerghafter, wolliger Ziegen, die munter über die Einfassung sprangen. An einer Wegbiegung erschreckt uns Trommelwirbel; ehe wir uns versehen, stehen wir einem kriegerischen Zuge gegenüber, der samt dem Amil von dem kleinen Ort Mafaq uns entgegengezogen ist und hier schon zwei Stunden auf uns wartet.

Und wie gestern, geht es in der Schar wild singender Soldaten die letzte Stunde Weges, der Kopf brummt uns von all dem Trommeln. Einige Soldaten führen im Weitergehen einen ganz gefährlich aussehenden Kriegstanz vor uns auf, mit gezücktem, fuchtelndem Dolch.

Mafaq, eine ärmliche, zerfallene Ortschaft, steigt vor uns auf. Aber hoch oben auf einem Tafelberg liegt, einer Raubritterfestung gleich, das Haus des Amils, seine erleuchteten Fenster glänzen in den schnell dunkel werdenden Tag. Uns hat der Amil am Fuss des Berges in einer zerfallenen Steinherberge einquartiert, er denkt mit Recht, wir seien zu müde, noch bis zu ihm heraufzuturnen. Unter ununterbrochenem Trommelwirbel dieser kleinen hartgespannten Bronze- oder Tontrommeln, die mit Stöcken im Dreitakt bearbeitet werden, ziehen wir durch ein gesprungenes Steintor in einen von Abfallhaufen bedeckten Hof. Eine wacklige Treppe geht es hinauf und hier scheint ein Raum für uns ausgefegt worden zu sein, in den zugleich mit uns auch der Amil mit seinem Gefolge dringt und auf dem steinernen Ruhebett Platz nimmt, wo ihm alsbald die Nargile gereicht wird. Wir müssen sehen, wir wir uns in der Enge mit Feldbetten und Tisch und Stühlchen einrichten. Alles sieht mit neu-

gierigen Blicken zu, und als unser Teetischchen bereitet ist, sehen unsere Wirte mit so hungrigen Blicken darauf, dass wir nicht umhin können, Biskuits und getrocknete Feigen abzugeben. Vom Amil selbst erhalten wir einige Bananen als Gastgeschenk, das Land ringsherum scheint trostlos arm zu sein.

In der Nacht haben wir Vollmond und prachtvoll erscheint uns die kahle, bergige Landschaft in seinem Licht. Man meint auf irgendeinem andern Planeten gelandet zu sein, so fremdartig mutet die totenstille Umgebung an in dem weiss-bläulichen Schein.

Wir wollen auch mit Mondlicht wandern und um 3 Uhr morgens aufbrechen, doch scheitert dieser Plan leider an der Unwilligkeit unserer arabischen Begleitung. Wir, die wir schon um 3 Uhr fertig waren, um aufzubrechen, sind um 5 Uhr, als es endlich los gehen kann, ganz erschöpft von dem vielen Mahnen und Drängen. Auch ist eines unserer Maultiere krank und es dauert lange, bis in diesem Nest eine Eselin aufgetrieben wird, die samt ihrem zottigen Jungen mit uns die Reise weiter macht.

Maultiere züchten die Araber scheints gar nicht. Sie kommen fast alle von Erytrea und Abessinien und befinden sich in den Händen der Regierung und einiger reicher Kaufleute.

Ein sehr fideler Kauz ist der Eseltreiber, der die kleine Eselin begleitet, und der gewiss ein guter Typ des Bergvolkes ist. Während er mit seiner langen Peitsche das arme, fleissige Eselchen mit klatschenden Hieben bearbeitet, singt er unentwegt mit lauter Stimme die wilden Lieder seiner Berge, springt und tanzt wie ein Besessener. Seine Glieder sind kräftig, aber hager, sein wildes Gesicht ist von schwarzen Locken umweht. Maschinenteile, die wir auch hier noch zerbrochen oder verloren am Wege ruhen sehen, stösst

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

er verächtlich mit seinem nackten Fuss, schlägt sie mit dem Stock, redet mit ihnen und verwünscht sie laut lachend zu allen Teufeln. Als endlich Suk el Chamis erscheint, eine Stadt auf gekröntem Felsenrücken, ebenso raubritterhaft, wie die andern Orte, stimmt unser Eseltreiber einen improvisierten Lobgesang über diese herrliche Stadt an.

Uns scheint Suk el Chamis kein lieblicher Ort; kein Baum, kein Strauch grünt hier, nur ein blasses, aufdringliches Volk bedrängt uns, und lässt uns bald wieder aufbrechen. Aber der Blick ist herrlich über das erhabene Bergland, und weit drüben sieht man das stattliche Menacha schimmern auf dem Grat des Zebel Safar.

Nun ist es nimmer weit bis zur Wunderstadt Sanaa. Auch geht es jetzt meist bergab, und der Weg ist belebter, denn Bohan liegt vor uns, ein kleiner Marktflecken.

Aus irgend welchen, wohl viele Tagereisen weit liegenden Wäldern, tragen Männer hier Baumstämme zu Tal. Auch diese Arbeit wird als ein Tanz aufgefasst und durch den Rhythmus vorangehender Trommler erleichtert. Es ist ein merkwürdiger Anblick: Die lustigen Trommler vor den ächzenden, schwer tragenden Leuten, die sich trotz des schlechten Weges bemühen — sie gehen meist auf halsbrecherischen Abkürzungen — im Takte zu laufen.

Aber unten im Tal angekommen, wird der Baumstamm mal erst zur Erde geworfen, und die Träger tanzen, — kaum traut man seinen Augen, — einen flotten, lustigen Tanz im Takt des Trommelns, der beinahe irgend einer Tour aus unserer Quadrille gleicht. Selten habe ich ein Volk gesehen, das, wie diese Yemeniten des Berglandes, den spontanen Rhythmus und diese hinreissende, bejahende Lebensfreude, gepaart mit kriegerischem Geist, in sich trägt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

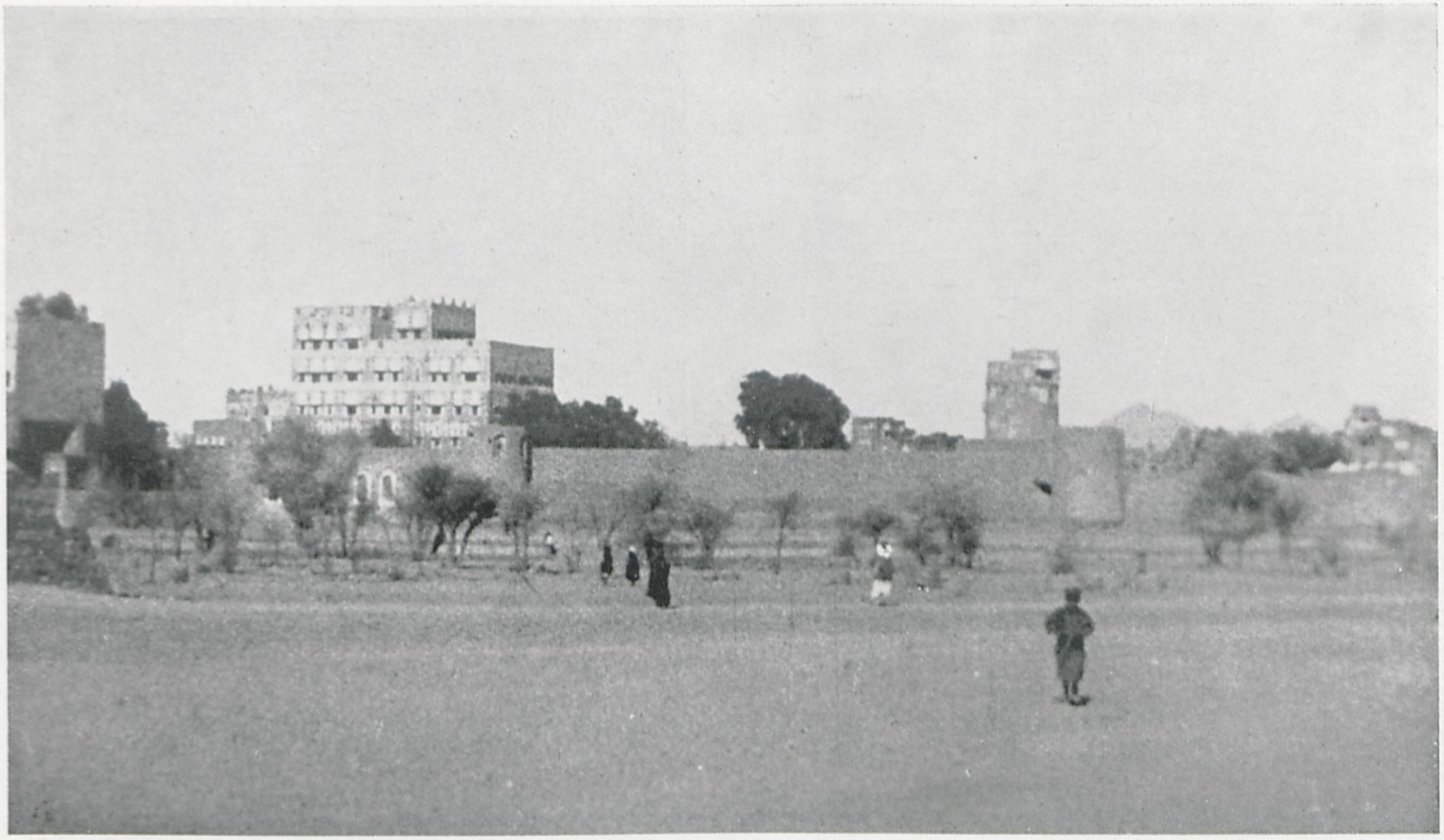
Kurz vor Bohan haben wir den ersten, ernsthaften Unfall bei unserer Karawane. Unter unsern Tieren ist eines, welches für mich gesattelt war, aber so wenig vertrauenerweckende Manieren hatte, dass ich, die ich Maultieren überhaupt viel weniger traue als Pferden, verzichtete, es zu besteigen. Aber ein Soldat unserer Begleitmannschaft wollte, statt das bösartige Tier zu führen, lieber reiten, und bestieg hinter uns das Tier. Sofort machte es ein paar Luftsprünge, Reiter samt Sattel fliegen in weitem Bogen herab, und das Unglück wollte es, dass der Arme mit einem tödlichen Schädelbruch liegen blieb.

Bohan ist endlich um die Mittagsstunde erreicht. Hier wird der Markt in kleinen, unregelmässigen Steinhöhlen abgehalten, die Hundehütten oder schlechten Schweineställen gleichen. Rings herum sind die flacher werdenden Berge mit grobem Geröll bedeckt, nichts Grünes sieht man weit und breit. Ja, Steine gibt es hier genug, nie in meinem Leben sah ich soviel Steine wie in Arabien. Der einzige Farbton in dieser Gegend sind die wundervollen smaragdgrünen, grossen Eidechsen, die am Wegrand auftauchen.

Dicht hinter Bohan beginn die Strasse breit und für Wagen fahrbar zu werden. Die Türken legten sie an, und sie mag wohl zu ihrer Zeit noch in besserem Zustand gewesen sein. Und nun sehen wir in der Ferne ein Auto uns entgegenkommen. Es ist ein kleiner Fordwagen, den der Imam seinen Gästen schickt.

Furchtbar wird nun noch der letzte Teil der Reise, da wir uns diesem Gefährt anvertrauen müssen, zu sechsen darin eingeklemmt, die steilen Serpentinen nach Sanaa herunter. Die viel zu engen, ungeschützten Kurven an den Abgründen, nimmt unser Führer in voller Fahrt, um mitten in der Kurve mit der Handbremse zu

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18



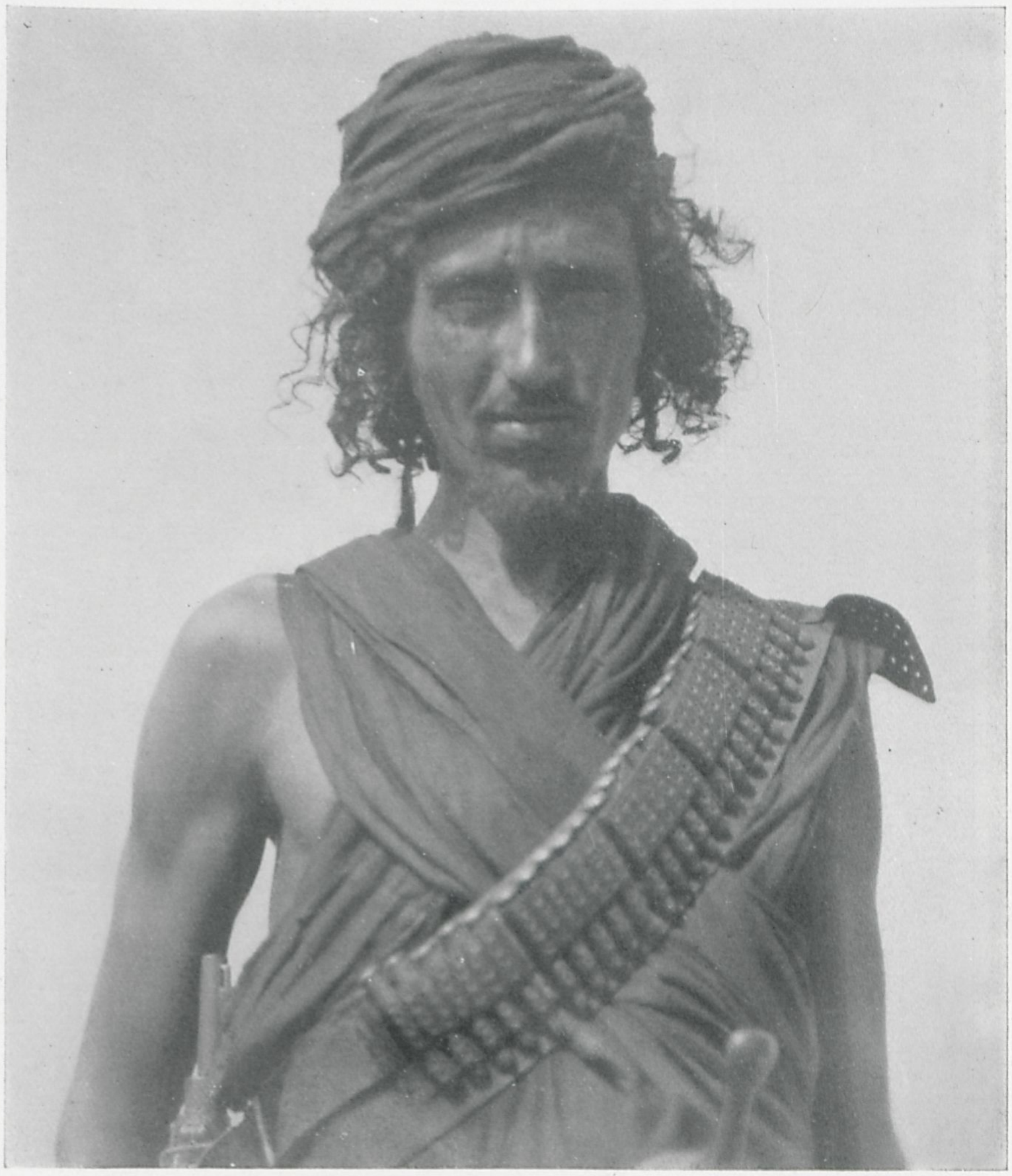
Palais des Imam in Sanaa.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Im Gästehaus des Königs — Türkische Wasserkunst.

Die Verfasserin in türkischer Tracht.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18



Gebirgsaraber-Soldat des Imam.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Moschee und Häusergruppe in Sanaa.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

stoppen, so dass das Gefährt ein paarmal nahe daran ist, in die Tiefe geschleudert zu werden. Diese merkwürdige Art des Bremsens wunderte uns später nicht mehr, als wir erfuhren, dass die Fussbremse überhaupt gänzlich ausser Betrieb war; aber da war schon glücklich alles überstanden.

Sanaa

*

Ich liege in einem grossen bunten, türkischen Bett und träume. Durch die Fenster blitzt der kalte Morgen, klar ist der Himmel, hoch ragt ein Zypresse über die Mauer hinweg in seine reine Bläue. Die vielen kleinen Fenster sind bunt, blaues, rotes, auch gelbes Glas, die ganze Wand des Zimmers ist bedeckt mit Fenstern und durch das vielfarbige Glas blicken Teile einer unwirklichen Landschaft. Deutlich heben sich die Zweige eines kahlen Obstbaumes, in dessen Zweigen ein Adler hockt, vor einem Fenster ab. Ein paar Blüten hat der Baum aber doch, pfirsichweiche, rosa Blütchen, ob der Nachtfrost ihnen nicht geschadet hat? In ein paar Monaten tragen die Rosensträucher hier im Garten die berühmten arabischen Rosen, deren Duft berauschender sein soll als der aller Blumen der Erde. Die Bäume rings aber hängen dann voll herrlichen Obstes, Birnen, Pfirsiche, Nüsse, und das Holzspalier ist schwer von schwarzen Trauben. Aber jetzt ist hier Winter und im Gegensatz zu Abessinien, besonders Adis Abeba, das doch fast dieselbe Höhenlage hat wie Sanaa, 2400 m, sind die Bäume hier alle winterlich kahl, obgleich die Sonne brennend heiss am Tage scheint. Die Nächte haben aber mehr Fröste, und auch die völlige Trockenheit mag der Grund zum Winterschlaf der Natur hier sein.

Es ist so märchenhaft in dieser fernen, fremden Stadt aufzuwachen, von der man nichts kennt, und von der man alles kennen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

lernen möchte, deren eigenartigen Zauber ich schon von meinem Zimmer aus zu spüren meine. Sanaa, geheimnisvoller Name der heiligen Stadt, bin ich wirklich hinter deinen Mauern? Wie lange spukte dieser Name in unsern Gedanken, verbunden mit unvollkommenen Vorstellungen, bis wir unsere Wanderung, getrieben von Abenteuer- und Forscherlust, hierhin unternahmen und auf halbem Weg noch nicht wussten, ob wir wirklich je hingelangen würden.

Es war ein unvergesslicher Anblick, als die alte heilige Stadt, von deren Schönheit nur sagenhafte, kärgliche Erzählungen ins Abendland gelangen, plötzlich bei einer Wegbiegung tief unter unsern Füssen lag. In einem flachen Gebirgstal, rings von Bergen umschlossen, schimmerte sie im Licht der untergehenden Sonne, wie eine rosige Marmorstadt, und rings die steinigen Hänge schimmerten mit in den zartesten Tönen, mit denen das Abendlicht auch die grauesten Geröllhalden verzauberte. An der Küste hatte man uns zwar erzählt, wie Sanaa inmitten einer Gartenlandschaft läge, wie klare Gebirgsbäche sie durcheilten und grosse Bäume rings Schatten spendeten. Davon war nun allerdings nichts zu sehen, und doch war sie in ihrer herben Schönheit inmitten der kühnen Berglandschaft bewundernswert.

Es war beinahe Nacht, als wir durch das Tor in die Stadt einzogen, nur wenige, altertümliche, eckige Laternen erhellten die Strassenecken. Ich hatte wieder das türkische Kleid mit dem dichten schwarzen Schleier angelegt, denn keine Frau darf unverschleiert die heilige Stadt des Imam betreten. So trug der dichte Schleier noch dazu bei, dass ich nur ein stark verschwommenes Bild von hochragenden Häusern und weiten Plätzen, laufenden neugierigen Bewohnern hatte und heute erwachend, mich in einem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

türkischen Palast befand, inmitten einer arabischen Stadt, als hätte mich das Zauberpferd des Chinesen aus Tausend und eine Nacht durch die Lüfte hierher gebracht. — —

Warum nur kreischt dieser eigentümliche Ton draussen vor dem Hause und wird von überall erwidert? Ich trete ans Fenster, es ist zwar ein dichtes Holzgitter davor, denn hier war einst der Harem des früheren türkischen Hausherrn, und es ist unschicklich für mohamedanische Frauen, sich offen am Fenster zu zeigen, aber ich kann doch von hier aus den Grund der kreischenden Töne ausfindig machen. Von diesem merkwürdigen Steinbau dort hinter der Gartenmauer kommt es herüber. Ich sehe eine schiefe, gemauerte Ebene, ein Kamel, einen langen Strick, den das Kamel herauf und herunter zieht, und einen Fellsack, der am Ende dieses Strickes befestigt ist. Er sinkt langsam in die kühle Tiefe des Brunnenloches hinab, kommt langsam und voll kalten, klaren Wassers wieder herauf und giesst seinen Inhalt aus, der in versteckten Röhren bis zu dem Wasserbassin vorm Hause geht und dort den Springbrunnen speist. So konnten die Frauen, die einst hier wohnten, von ihrem vergitterten, teppichbelegten Gefängnis zusehen, wie das Wasser aus feinen Röhren lustig blitzend in die Höhe sprang und niedersprudelnd auf stillem Wasserspiegel verschwand. Und solange das Kamel mit störrischer Miene, Schilf kauend, herauf und herunter wandelt und der kleine Araberjunge lustig mit seiner grossen Peitsche nebenher läuft, solange spielt die Wasserkunst vor dem Haus des türkischen Grossen. Jetzt, seit der türkischen Räumung, gehört das Palais dem Imam, und er hält es für seine seltenen Gäste bereit, aber langsam verfällt unter lässigen arabischen Händen die Schönheit der Steineinfassungen und des einst wunderbaren Gartens.

Und überall kreischen die Ziehbrunnen über Sanaa, um Ströme kalten Wassers an die Oberfläche zu leiten, und das Kreischen ist wie ein Herzschlag dieser stillen Stadt, und die Ströme eiskalten Wassers, die heraufgeholt werden aus dunkler Tiefe, sind wie ihr rauschendes, lebenspendendes Herzblut.

Das Haus, in dem wir wohnen, ist in einem prächtigen, halb türkischen, halb arabischen Stil erbaut. Zu ebener Erde liegt das Empfangszimmer, das sich in seiner ganzen Breite gegenüber dem Wasserbassin öffnet. Dieses selbst ist von einem geschweiften Steinmäuerchen umfasst, durch dessen Rundbögen man die lieblichste Aussicht in den Garten hat. Eine hochstufige Steintreppe führt durch allerlei Gänge in die oberen Stockwerke des Hauses, offene und mit Türen versehene Räume findet man überall in loser Anordnung. Die Treppen führen weiter in die Türmchen und in jedem gelangt man von hier auf kleine flache Dächer, von niedrigen Steingalerien umgeben, wie bei den arabischen Häusern. Wir klettern bald auf das allerhöchste dieser kleinen Dächer und nun liegt Sanaa vor uns wie ein schön gewebter Teppich, und wir grüssen still die heilige Stadt.

Wenn man im Abendland von einem Turm herab auf eine Stadt schaut, so sieht man klar, wie in einem Riesennetz, die Strassen nach allen Richtungen gleichmässig verlaufen und die Häuser daran schön in Reih und Glied. Aber in Sanaa sieht man Gruppen von Häusern willkürlich gebaut, hier höher, hier niedriger, die Zwischenräume sind die Plätze, die Durchgänge die Strassen. Ein jedes Haus wendet seine Front, nach welcher Seite es ihm gerade passt, eines umgibt sich mit einem Garten, ein paar andere scheinen sich zusammenzutun, um gemeinsam ein Stück freies Land in ihrer Mitte

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

zu bebauen, dort dräut der wuchtige Turm einer Mauerbefestigung und überall weisen schlanke, weisse Minarets wie fromme Finger zum Himmel. Alle Häuser sind aus braunem Backstein im selben Stil erbaut, über Fenstern und Türen weisse Arabesken in leuchtend sich abhebendem Kalkbewurf. Man erblickt flache, mit kunstvollen Balustraden eingefasste Dächer, einmal viele Fenster dicht aneinander, unter Bögen ruhend, ein andermal kleine viereckige Fenster in grossen, unregelmässigen Abständen. Und wie schon einmal in Hodeida, erinnert uns diese Bauart wieder an die Häuserfronten Venedigs, dieses Stück Morgenland in Europa, nur dass statt der kühlen Kanäle hier staubige und sonnige breite Strassen die Stadt durchziehen.

Rings um Sanaa läuft die breite, erdfarbene Mauer, die im Süden das Judenviertel, daran anstossend das einstige Türkenviertel und im Osten das Araberviertel umschliesst. Behäbige Wachttürme und imposante Tore geben der Stadt von aussen ein machtvolles Aussehen, und manche Stürme hat sie auch schon über sich ergehen lassen. Oftmals wurde sie von erbitterten Gegnern fast dem Erdboden gleichgemacht, aber immer wieder wuchs sie von neuem trutzig empor.

Auch während die Türken von hier aus bemüht waren, den Yemen zu beherrschen, hatte die Stadt in zwei Belagerungen durch den Imam viel zu leiden, aber nach dem Abzug der Türken legte sich grosse Stille über sie, ja es liegt noch heute wie ein Druck ungelösten und noch nicht wieder auferstandenen Lebens über Sanaa. Nur wenige Leute gehen über die weiten, sandigen Plätze, Frauen mit bunten, alles bedeckenden Schleiern, sodass sie aussehen wie wandelnde Gespenster, einige Reiter zu Esel, langsam dahinwandelnde

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

vornehme Araber, aus den Lehrgebäuden strömende junge Schüler, ein paar geschäftige Juden und der uns nun schon gewohnte Anblick blauer, schwarzlockiger Soldaten des Imam.

Das einstige Türkenviertel ist der Stadtteil der Vornehmen. Hier stehen noch die Paläste und Villen der türkischen Beamten, die in der Verbannung, wie sie den Posten in Sanaa nannten, sich wenigstens mit Schönheit umgeben wollten. Sie bauten für sich und ihre Frauen die reizendsten Paläste mit Wasserkünsten inmitten herrlich angelegter Gärten. Heute sind ihre Häuser in den Händen vornehmer Araber aus der Umgebung des Imam. Wohl stehen noch die Cypressen und andere edle Bäume, im Sommer sollen noch die Rosen blühen, aber in den meisten Gärten sieht man grosse Felder von Lauch alle andern Anlagen verdrängen.

Das Araberviertel mit seinen enggedrängten, durch Steinerker und Wasserspeier belebten Häuserfronten, mit seinen entzückenden Durchblicken, erinnert, wie ich schon sagte, immer wieder an Venedig, das Judenviertel zeichnet sich durch Reinlichkeit aus, und hier sieht man am häufigsten die berühmten Fenster aus Alabaster, die wohl Licht ins Zimmer lassen, aber den Ausblick auf die Strasse verwehren.

Imam Jahja selbst, seine zwölf Söhne und sein ganzer Harem bewohnen den einstigen Regierungspalast des türkischen Generalgouverneurs und kommen sich dort gewiss, nach der Steinburg ihrer heimatlichen Berge, wie im Paradiese vor. Alles, was die Türken an Artillerie zurücklassen mussten, ist in seinem Besitz, und er ist klug genug, die moderne Waffe zu achten, ein grosses Arsenal ist sein Traum. Auch Aeroplane hat er schon kennen gelernt, doch so gerne er sein Land unangreifbar stark haben will, er ahnt als kluger

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Herrscher die Gefahr, die in der unbeschränkten, unvermittelten Zulassung westlicher Zivilisation schlummert.

In Sanaa führt er die Regierung mit fester Hand, und das Volk liebt, fürchtet und verehrt ihn. Denn als Imam und religiöser Führer der Zeidis verkörpert er ihnen übernatürliche Eigenschaften und Kräfte, Mut, Klugheit und Unbestechlichkeit. Er spricht Recht in eigener Person und jeder Bittsteller hat Zutritt zu ihm. Wie einst von den Kalifen von Bagdad erzählt wurde, so sitzt er oft vor dem Tore seines Palastes und die, welche etwas auf dem Herzen haben, oder Gerechtigkeit suchen, können stets auf ein offenes Ohr bei ihm rechnen. Nur einen Fehler hat er vielleicht: Obgleich reich an Geld und Edelsteinen, scheint er mehr als sparsam. Seine Soldaten sehen nur wenig Sold und müssen oft darben, auch liebt der Imam es nicht, wenn seine Umgebung Reichtümer ansammelt, und da der Koran verbietet, Geld auf Zinsen zu nehmen oder zu geben, so darf keine Bank in der heiligen Stadt arbeiten. So liegt der Handel darnieder und eine zwar heilige, aber unfruchtbare Stille über der Hauptstadt.

Am Freitag, wenn Imam Jahja sein Amt als Vorbeter in der Moschee beendet hat und mit seinem Gefolge zum Palast zurückkommt, ist Selamlik, die grosse Freitagsparade. Da sieht man mit einem Mal, dass die Stadt Bewohner hat, Kopf an Kopf stehen die Bürger zwischen Stadtmauer und Palast, um den Gebieter und seine streitbare Macht vorbeiziehen zu sehen. Sie fühlen sich ungemein erhaben, dass die Geschütze, die auf den grossen, schwarzen Dromedaren vorbeiziehen, heute ihnen gehören, ebenso die grossen Kanonen mit den Schutzschildern, wenn sie von sechs Pferden gezogen, vorbeirollen. Ihr Herz schwillt bei den Klängen der flotten Militärmusik, auch von den Türken eingeführt und gelehrt, lustige, schwungvolle

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Strasse in Sanaa.

Stadtbild Sanaas — Der Yebel Nogum im Osten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Judentypen, Sanaa.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Grossvater, Vater und Sohn — Judentypen aus Sanaa.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Märsche sind es, auch ein deutsches Lied «Mein Herz, das ist ein Bienenhaus» klingt dazwischen, und die blauschwarzen Soldaten, in ihren Röckchen und blossen Armen, gehen tapfer in Schritt und Tritt, Gewehr über der Schulter, hinterher. Das sind nicht mehr die wilden, regellosen Horden, die mit Kriegsgesang und Tanz vorbeikommen; die Türken, einst selbst von deutschen Offizieren gedrillt, haben etwas von diesem Geiste in das fernste Arabien gebracht, wo er noch nach ihnen weiter lebt.

Aus einem Eckturm des Palastes des Imam sah ich aus den holzvergitterten Fenstern einer alten, mit Teppichen belegten Wachtstube das Selamlik mit an. Sah die Soldaten zu Fuss und auf den herrlichen, arabischen Pferden, hörte die Musik und den laut gesungenen Gruss an den Imam. Sah diesen selbst, einen ernst blickenden, breiten Mann, im silberweissen Turban und arabischem Gewand, mit leicht angegrautem Backenbart, in einer von zwei schönen Füchsen gezogenen, altmodischen Kalesche daherkommen, sah auch sieben oder acht seiner zwölf Söhne in silberbestickten Mützen, teils zu Pferd von Soldaten begleitet, teils im Wagen.

Neben den Knaben hat der Imam auch viele Töchter, aber man weiss nicht einmal ihre Zahl, und sie werden nie erwähnt. Wie bei allen asiatischen Völkern gelten nur die Söhne, die Mädchen führen ein schattenhaftes Dasein hinter den vergitterten Fenstern des Harems. Allerdings ganz so düster, wie man glauben möchte, ist ihr Leben nicht. Noch am selben Tage, da ich das Selamlik sah, hatte ich Gelegenheit, den Harem eines hohen Würdenträgers des Imam zu besuchen. Am Hofe Imam Jahjas lebt als dessen befreundeter Ratgeber ein Türke, einer von den wenigen dieser Nation in Sanaa. Früher als türkischer Beamter im Yemen tätig, kehrte er nach allerlei

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Erlebnissen unter Kemel Paschas Regime hierhin zurück und hat es verstanden, das Vertrauen des Imams zu gewinnen. Es mag ein dornenreiches Leben sein, welches er am Hofe Jahjas führt, umgeben von Intrigen, und allein von der persönlichen Gunst dieses Herrschers abhängig.

So lebt dieser hochgebildete Türke wie ein Araber, kleidet sich auch als solcher und bemüht sich in allem, sich seiner Umgebung anzupassen. Augenblicklich in hoher Gunst beim Imam, hat dieser ihm einen Palast geschenkt, der auch seinem eigenen gegenüber, noch aus der Türkenzeit stammt. Hier lebt er mit seiner Familie und nur bei dicht geschlossenen Fenstern, die nach der Strasse hin nicht einmal einen Lichtstrahl durchlassen, wagt er es, sich menschlicher zu geben, sich von seinen heranwachsenden Töchtern türkische Lieder zur Guitarre vorsingen zu lassen, eine fremde Besucherin zu empfangen. Hat er einmal europäische Kleidung angelegt, so hütet er sich wohl, damit bis zur Haustür zu gehen, wo man ihn von der Strasse aus sehen könnte. Ja er ist nicht einmal sicher vor seinen Sklavinnen und Dienern, und so war es uns unmöglich, gemeinsam Besuch zu machen, er durfte nicht einen Herrn zu seinen Frauen lassen und ebensowenig den Besuch einer Dame, wenn sie auch von ihrem eigenen Gatten begleitet war, bei sich empfangen. Doch führte er mich bei seinen Frauen und Töchtern ein, die ganz reizend liebenswürdig waren, aber leider kein Wort einer europäischen Sprache verstanden. Da ich nicht türkisch konnte und wir alle kaum arabisch, so bestand unsere Unterhaltung, wenn der Hausherr uns verliess, nur aus allerlei Zeichen und freundlichem Lächeln.

Es dauerte eine Zeit lang, ehe ich gewahr wurde, dass zwei Ehefrauen diesem türkischen Hauswesen vorstanden. Und zwar waren

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

die drei Kinder von der jüngeren Frau, die ältere Dame war erst viel später in die Familie eingetreten. Obgleich sie kinderlos war, schien sie doch die erste Stelle im Hause einzunehmen, sie war gewandt, sprach arabisch, ordnete alles an, während die jüngere Frau sehr schweigsam, mit grossen, melancholischen, tiefschwarzen Augen nur still überallhin folgte. Im Hause gingen alle europäisch angezogen, die Mädchen waren blond und hatten blaugraue Augen, wie auch der Vater; auf der Strasse kleideten sie sich in die schwarze türkische Tracht und gingen tief verschleiert. Sie schienen ganz auf sich selbst angewiesen, ausser dem Hause gab es nichts für sie als den Verkehr mit den gänzlich ungebildeten arabischen Haremsdamen, mit denen sie Kat essen und die Nargile rauchen mussten.

Mit diesen beiden Frauen nun und den jungen Töchtern begab ich mich eines Nachmittags zu Fuss durch die hellen Strassen, ebenfalls in schwarzer Türkentracht, mit dichtem Schleier gekleidet. Wir gingen durch eine stille, vornehme Strasse vor ein hohes Haus, dessen herrliches Eingangstor aus tiefschwarzem, über und über mit Reliefs bedecktem Holz, durch grosse Kupfernägel und einem schweren Klopfer, eine Hand aus Messing, geziert war. Man setzte den Klopfer in Bewegung, der dumpfe Ton tönte durch das stille Treppenhaus, schlürfende Schritte erklangen und eine alte, halb verschleierte Dienerin öffnete uns. Leise gingen wir, einer hinter dem andern her, eine dunkle Steintreppe hinauf. Oben auf einem hellen Flur angekommen, gebot man uns den Schleier zurückzuschlagen. Wahrscheinlich war hier die Gefahr, einem Mann zu begegnen, vorüber. Stimmen wurden laut, eine Tür öffnete sich, viele Frauengesichter, unverschleiert, blickten uns neugierig entgegen. Dann stürmte es heraus, in sprudelnder Lebhaftigkeit. Die türkischen Damen, hier

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

schon bekannt, wurden der Reihe nach auf beide Backen geküsst, mir selbst bot man mit einer Verbeugung den arabischen Gruss, wobei der Begrüssende die flache Hand schnell hintereinander an Stirn und Brust führt. Die türkischen Damen streiften ihre Schuhe ab, ich tat ein gleiches, waren doch unsere Gastgeberinnen alle barfuss. Ihre feinen, hellen Füsschen, die aus den langen gestickten Beinkleidern hervorschauten, waren dafür mit schwarzen Mustern tätowiert, ja bei manchen waren die fünf Zehen tiefschwarz angemalt und stachen merkwürdig von den weissen Füsschen ab.

Wir traten in das lange, schmale Zimmer, das ganz und gar mit dicken, bunten Teppichen belegt war, ohne dass ein Möbelstück die Harmonie gestört hätte. An den Seiten waren die Teppiche durch Kissen zu Sitzplätzen erhöht, auf denen wir mit untergeschlagenen Beinen Platz nahmen. Durch die eisenbeschlagenen Fensterläden trat das Licht nur gedämpft in den Raum, in geschnitzten Nischen und auf Steinsimsen an der Wand waren Kupfergegenstände zum täglichen Gebrauch untergebracht. Rings an der Wand nahm nun die fremdartige, bunte Gesellschaft Platz und betrachtete mich mit unverhohlener Neugier, aber mit freundlichem Ausdruck. Dann wurden mir die Damen der Reihe nach feierlich vorgestellt. Zuerst die Frau des Kriegsministers, unsere Wirtin. Nicht mehr ganz jung, aber ein interessantes, man möchte beinahe sagen, ein auf lebhaftes, geistiges Leben deutendes Gesicht, obwohl das wohl kaum der Fall sein konnte. Die Züge stark semitisch, eine fein gebogene Nase, darunter der stark gefärbte, geschweifte Mund, die Augen, die an und für sich schon durch den schmalen, langen Schnitt und samtene Schwärze auffielen, stark untermalt. Der Kopf war durch einige bunte, wallende Schleier verhüllt, rechts und links an den Wangen ragten aus

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

den schwarzen Korkenzieherlocken wohl 15 Zentimeter lange, goldene Nadeln hervor, dicht besetzt mit roten Steinen. Diese Nadeln dürfen nur von verheirateten Frauen getragen werden. Um den Hals, über dem schwarzen Samt ihres arabischen, langärmligen Gewandes, trug unsere Gastgeberin drei enge Reihen kinderfaustgrosser, viereckiger Bernsteinstücke, die einem Stehkragen gleich, das Bewegen des Kopfes zur Seite ungemein erschwerten. Andere Frauen, ähnlich, aber nicht ganz so reich gekleidet, wurden mir vorgestellt, darunter einige unverheiratete, junge Mädchen, die noch die kindliche, schwarze Samtkappe trugen, über und über mit Silberglöcklein benäht und unter dem Kinn durch ein Band zusammengehalten.

Hatten die meisten jungen Mädchen noch eine liebliche Rundung im frischen Gesicht, so war rassige Hagerkeit Kennzeichen der reifen Frau; ihr stolzer Gesichtsausdruck erinnerte mich oft an altägyptische Königsprofile. Was hätte man darum gegeben zu erfahren, was hinter diesen hohen Stirnen für Gedanken wohnten, wahrscheinlich wäre man enttäuscht gewesen. Viel Hass, ein wenig Liebe, Klatsch, Putzsucht und Intrigen.

Zum Schluss zeigte man mir ein junges Kind, das mir schon gleich durch seine grosse Lieblichkeit aufgefallen war. Ich hielt es für eine Tochter oder Nichte der Hausfrau. Es wurde wie ein rechter Verzug von allen erwachsenen Frauen der Reihe nach geherzt und geküsst. Nun machte man mir verständlich, dass das junge Ding schon seit einem Jahr verheiratet war, es trug auch die nur den verheirateten Frauen erlaubte Kufija offen herabhängend, und durch ein kostbares Stirnband über dem weichen, merkwürdig hellen, glatten Haar zusammengehalten. Um den Hals war wie bei den andern Frauen, eine zweireihige Bernsteinkette enganliegend geschlungen, so dass

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

das süsse, rosige Gesichtchen mit den hellen Augen sich kaum nach den Seiten wenden konnte. Das kleine Ding war ganze 11 Jahre alt, — ich dachte an meine kleine Tochter zu Hause, die dasselbe Alter hatte, — es lachte und vergnügte sich noch ganz nach Art eines verzogenen Kindes und sein Gesichtchen schien das der süssesten Unschuld. Nur in den wunderbaren, hellen Augen, die dunkel untermalt waren, lag manchmal ein anderer, wissender Ausdruck.

Diesen hellen Typus, den die Kleine verkörperte, haben wir öfter im Yemen beobachtet. Dunkelblondes, glattes Haar, hellgraue, fast blaue Augen, sind eigentlich mehr die Merkmale der arischen Rasse.

Zwei Dienerinnen laufen jetzt mit kleinen kupfernen Räuchergefässen herum und beräuchern alle Damen ausgiebig nach allen Richtungen. Dann bringen sie Kaffee in winzigen Schälchen, stark gewürzt, aber wie überall im Yemen, nur den Aufguss der Kaffeehülsen, etwas anderes wird hier nicht gereicht. Von diesen kleinen Tässchen wird aber mit Behagen eine Unmenge getrunken, und auch wir werden immer wieder genötigt auszutrinken. Inzwischen sind neue Gäste gekommen, alle prächtig gekleidet, viele in schwarzen Samthemden und bis zu den Knöcheln reichenden bestickten Beinkleidern. Man lacht und schwatzt und alles scheint sehr vergnügt. Auch die Dienerinnen oder Sklavinnen, die sich durch schmutzige, vernachlässigte Kleidung von den andern unterscheiden, schwatzen ruhig mit, setzen sich auch hin und wieder zwischen die Gäste, trinken ein Tässchen Kaffee, wenn gerade nichts herumzureichen ist. Nachdem dem Kaffee zur Genüge zugesprochen worden ist, wird das grosse Kupfertablett mit den fünf Nargilepfeifen in die Mitte des Raumes getragen, die Dienerinnen machen die Pfeifen zurecht und reichen dann die 5—6 m langen Schläuche den an der Wand

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

hockenden Gästen, sodass diese roten und bunten Schläuche wie ein lustiges Schlangenmuster durch des Raumes Breite ziehen. Jede der Rauchenden macht voller Behagen ein paar tiefe Züge, die von einem blubbernden Geräusch begleitet sind und reicht das Mundstück mit einer leichten Verbeugung ihrer Nachbarin. Auch die Dienerinnen dürfen ab und zu einen Zug tun. Aber man ist noch nicht am Ende der Genüsse angekommen, und noch eine Anregung wird geboten. Die Sklavinnen bringen die zarten, grünen Blättchen frischen Kats herein und all die dunkeln Augen leuchten auf in freudiger Erwartung. Man bietet sich gegenseitig mit spitzen Fingern, an denen die schwarzlackierten Nägel blitzen, die zartesten Blättchen an und schmaust behaglich, während die Unterhaltung sich mehr und mehr animiert. Selbst die Dienerinnen stopfen in eine Backentasche soviel sie bekommen können, während sie wieder mit den Räucherbecken herumgehen.

Aller Augen glänzen, viele können nicht mehr müssig am Boden sitzen, man läuft im Zimmer herum, neckt und jagt sich. Endlich ergreift eine junge Frau ein kupfernes Kaffeetablett und beginnt mit Eifer den Takt mit den Fingern zu üben, den die Soldaten zu ihren Tänzen trommeln. Ein starker und zwei schnelle, helle Schläge, ein eigenartig fortreissender Rhythmus. Den Frauen zuckt es in den Gliedern, zwei stehen auf, fassen sich an den Händen, wiegen sich in den Hüften und beginnen, eine helle Weise zu singen. Das Trommeln wird lebhafter, die beiden Frauen fangen an, einen Tanzschritt zu üben, erst zögernd, dann mit ausdrucksvoller Gebärde hin und her, zurück und vor. Es ist eine Art Bauchtanz, aber nicht zu ausgeprägt, sondern es wird dabei auch Wert auf allerlei komplizierte Schritte gelegt. Nachdem die beiden sich lachend und ausser

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Atem wieder gesetzt haben, fangen zwei andere an, den richtigen Soldatentanz vorzuführen.

So amüsieren sie sich in ihren Frauengemächern und keiner stört sie dabei. Als es Abend wird, und ich mich, trotz grossen Protestes der Frauen, zurückziehe, denn das Fest soll jetzt erst recht beginnen, bleiben die türkischen Damen noch da und eine Dienerin bringt mich nach Hause. Am andern Tage erzählten sie mir, es sei noch bis tief in die Nacht getanzt und gesungen worden.

Aber den Tag darauf werde ich für würdig erachtet, die Frauen des Imans im Harem des Palastes aufzusuchen. Es muss ganz geheimnisvoll vor sich gehen, das strenge Hofzeremoniell verbietet, dass sich eine Frau in der Nähe des Palastes des heiligen Mannes, in den Gärten oder Gängen sehen lässt, selbst wenn sie verschleiert ist.

Um 8 Uhr hole ich meine türkische Freundinnen ab, und wir fünf gehen schweigsam und tief verschleiert über den hellbeleuchteten Platz auf die lange, erdbraune Mauer des Palastes zu. Schweigend stehen wir dann vor einem kleinen, versteckten, eisenbeschlagenen Tor und klopfen leise drei Mal an. Es ist gestern dem alten Türhüter geboten worden, uns hier zu erwarten, aber fürs erste ist kein Laut oder Schritt hinter der dicken Mauer zu vernehmen.

Da stehen wir nun, fünf schwarze Kleckse in all dem hellen Licht und schon bleiben Passanten stehen und starren uns neugierig an. Meine türkischen Begleiterinnen werden ängstlich, drängen sich ans Schlüsselloch, laufen erregt hin und her, bis endlich ein Schlürfen hinter der Mauer ertönt, das Kratzen eines Schlüssels, ein kleiner Spalt in der Tür sich öffnet. Das runzlige, misstrauische Gesicht eines Greises erscheint, schnell drängen wir uns, eine nach der andern durch den Spalt, denn dem Alten kann man nicht trauen, er sieht

Kleine Jüdin aus dem Ghetto, Sanaa.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Stadttor in Sanaa.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Alter Gebirgsaraber mit Tschibuk.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Besuch der Stadtältesten von Sanaa.

Einzug der berittenen Leibwache in das Schloss des Imam.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Selamlik (Freitagsparade — Kamelartillerie), Sanaa.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Bergsoldat mit Pflanzenschmuck am Turban.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Arabische Juden aus dem Ghetto in Sanaa.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

S. E. Raghib Bey und wir.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

aus, als wolle er die Tür vor unserer Nase wieder zuwerfen. Nun sind wir nicht in einem märchenhaften Garten, in dem die Blumen blühen und die Vöglein singen, sondern zwischen ganz gemeinen Lauchbeeten, und kaum weiss man, wo man den Fuss hinsetzen soll. Kleine, eingedämmte Wassergräben gehen mitten hindurch, über die der Alte uns führt, bis wir an die Rückseite eines mächtigen Palastes kommen, wo der Greis uns der Obhut eines kleinen, zerlumpten Knaben überlässt. Wir folgen ihm, der, da er noch ein Kind ist, Zutritt zu dem Frauenhause hat, über hallende Fluren und breite Treppen hinweg. Oben empfängt uns eine buntbetuchte Dienerin mit tiefer Verbeugung, und nun dürfen wir unsere Schleier zurückschlagen. Sie führt uns in ein Gemach, das nach Räucherwerk duftet und in herrlichen Farben vieler alter Teppiche schimmert. Von den weiss bezogenen Sitzkissen an der Wand erhebt sich gähnend eine der gelb und weiss gefleckten Katzen, die in Sanaa so zahlreich sind. Am Ende des länglichen, hohen Raumes liegen zwei Fenster zu ebener Erde, sodass man nach arabischer Sitte, am Boden sitzend, bequem Ausschau halten kann, so weit dies das vogelkäfigartige Holzgitter davor erlaubt. Und nun kommen auch die bunten Vögel dieses Käfigs hereingeflattert. Ja sie machen wirklich den Eindruck gefangener Vögelchen, wie sie, die Kleinen lustig hüpfend und zwitschernd, die Grossen etwas würdiger, zur Tür hereinkommen.

Manche der Kleinen bleiben an der Tür stehen und grosse, schwarze, untermalte Augen blicken ziemlich entsetzt auf uns, die Fremden, aber die Grösseren haben Lebensart, bieten uns liebenswürdig lächelnd den islamischen Gruss und fordern uns auf, neben ihnen auf den Kissen Platz zu nehmen. Sie haben soeben alle mit Hilfe ihrer Dienerinnen die Morgentoilette beendet und sehen so

gepflegt, angemalt und geschminkt aus, dass sie den Eindruck kostbarster Puppen aus märchenhaften Bazaren machen. Eine ist immer prächtiger gekleidet und geschmückt als die andere. Nachdem sie alle eingetreten, zähle ich mit den Dienerinnen 30 Dämchen, rings an den Wänden sitzend. Aber das sind natürlich nicht alles die rechtmässigen Frauen des Imam, als solche werden mir besonders vier oder fünf vorgestellt, ganz genau lässt sich das nicht feststellen. Sie sind alle ganz gleich gekleidet (auch an Schmuck scheint keine mehr als die andere zu besitzen) in lange, glatte und enge Obergewänder aus dunkelviolettem Samt und Beinkleider darunter aus reichem Silberbrokat bis zu den Knöcheln der bemalten Füsse. — Um den Hals die üblichen Bernsteinketten, 3—4 Reihen eng übereinander, darunter eine Art Gehänge aus reichem Goldfiligranschmuck. Ueber den schwarzen Korkenzieherlocken, von denen je eine an den Seiten bis auf die Schulter fällt, tragen sie die Kufija aus verschiedenen kostbar schimmernden Stoffen, von einer Kette goldener Münzen zusammengehalten. Ihre dunklen, langgeschnittenen Augen sind stark untermalt und heben den elfenbeinernen Ton ihrer Haut noch mehr hervor. Die Lieblingsgattin hat ein besonders fein geschnittenes Gesicht, die Nase leicht gebogen, mit grossen vibrierenden Nasenflügeln, die Lippen fein geschwungen über herrlich regelmässigen Zähnen, die Augen beinahe übermütig gross, von mandelförmigem Schnitt. In ihr scheint wirklich eine alte, hochgezüchtete Rasse verkörpert. Ihre bemalten Füsschen sind rührend winzig und schmal wie die eines Kindes, und ihre Hände das Lieblichste, was man sich denken kann. Der Ausdruck ihres Gesichtes aber hat etwas Ernstes, beinahe Tragisches, doch wenn sie lächelt, scheint es das Liebenswürdigste von allen. Wenn ich sie so betrachte, denk ich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

daran, dass die Mohamedaner von ihren Frauen sagen, sie haben keine Seele, können nie ins Paradies kommen, dürfen keine Moschee betreten.

Zuletzt tritt die jüngste Frau des Imam ein, die erst seit kurzem von ihm heimgeführt worden war. Im Gegensatz zu dem beseelten Ausdruck der ersten Frau ist ihr Gesicht kinderrund und eher ein wenig befangen. Aber ihre Haut ist so hell und zart, wie die eines europäischen Mädchens, ja sie hat wie diese, bei dem gelblichen Teint der Araberinnen eine Seltenheit, einen rosigen Schein auf den runden Wangen. Ihr ganzes Gesicht ist stark mit allerlei schwarzen Ornamenten bemalt, und als sie einmal unachtsam leise darüber streicht, sieht sie aus wie ein schmutziger Schusterbub. Da fängt es nun ringsherum leise an zu kichern, besonders die kleinen Mädchen finden das sehr lustig, bis sie es selbst gewahr wird und tief errötend zum Gemache herauseilt, um sich in Ordnung bringen zu lassen.

So hat dieser Harem im tiefsten Innern Arabiens doch nichts von dem, was eine phantastische Literatur uns darüber erzählt. Keine halbausgezogenen hingegossenen Schönen, sondern alle sind sie von Kopf bis zu den Füssen bekleidet und hocken ordentlich mit untergeschlagenen Knieen am Boden.

Auch Töchter und Verwandte des Imam befinden sich unter den Frauen, Kinder wie Püppchen, in köstliche Stoffe gekleidet, genau wie die grossen Damen, nur dass das runde Gesichtchen von der kindlichen, glöckchenbestickten Samthaube umschlossen ist.

Ein jedes sucht sich unter den vielen Mamas die seinige aus und kuschelt sich zu ihren Füssen. Einige Nebenfrauen des Herrschers oder vielleicht befreite und besonders beliebte Sklavinnen sind wohl auch darunter. So schnell kann man sich da nicht durch-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

finden. Gewiss vergeht unter Intrigen und Klatsch die Zeit im Frauengemach schnell genug.

Eine schwarze Dame sitzt da unter den andern, pompös, in ein kirschrotes arabisches Samtgewand gehüllt und mit Schmuck überladen. Man sagte mir, sie sei aus Abessinien. Ich rede sie in ihrer Sprache an, aber sie versteht kein Wort, wahrscheinlich ist sie schon als ganz kleines Kind, mit andern Sklaven, herübergekommen. Jedenfalls kann sie ihr Schicksal kaum beklagen. Wohl wird sie von den Kleinen geneckt, wozu sie mit ihren dicken Lippen eine drollige Schmollmiene macht, der Kleidung nach aber muss sie eine Favoritin des Herrschers sein.

Nachdem nun noch ein paar fette, gelbe Katzen hereingekommen sind und von den Kindern freudig begrüsst werden, erscheinen Sklavinnen mit zugedeckten Körben und setzen sie uns zu Füssen. Papierdünne, duftende Weissbrote bedecken den Boden der Körbe und die Sklavinnen streuen mit der Hand aus einem andern Gefäss schöpfend freigiebig dicken Puderzucker darüber. Nun greift alles zu. Man reisst mit Daumen und drittem Finger kleine Stücke ab, packt den Puderzucker dazwischen und stopft das Ganze in den Mund. Will man höflich sein, so steckt man die besten Bissen seiner Nachbarin zwischen die Lippen, und auch wir werden so gefüttert. Dazu wird uns in goldenen Schälchen mit Honig gesüsste Milch gereicht. Während des Essens kommt ein kleiner Knabe, vielleicht zwischen 4 und 5 Jahren herein; in diesem zarten Alter ist es ihnen noch erlaubt, ungehindert in den Frauengemächern aus und ein zu gehen, obgleich ihre Erziehung wohl bald von Männern geleitet wird. Der kleine Mann, auf dem runden Kopf eine kostbare Goldbrokatmütze, die Haare noch unverschnitten, scheint sich recht

seiner Würde bewusst und spielt nachlässig mit dem Griff des vergoldeten Dolches in seinem Gürtel. Um den Hals trägt er an einer Silberkette ein prachtvolles Kästchen aus Silbermetall, ausserdem zwei feine Silberfiligrantönnchen, wahrscheinlich mit frommen Sprüchen aus dem Koran. Mit gönnerhafter Miene lässt er sich von Müttern, Schwestern und Tanten küssen und verhätscheln und kaut eifrig mit vollen Backen alles Süsse, was man ihm in den Mund stopft.

Aus dem Hof tönt Trommelwirbel und der gesungene Gruss an den Imam zu den Frauengemächern herauf. Alles drängt an die vergitterten Fenster, um den Herrn zu sehen, der die Stufen seines Palastes eben herabschreitet. Auch ich dränge mich heran, denn ich weiss, dass es mir nie gelingen wird, ihn von Nahem zu sehen. Seine Religion legt ihm da unüberwindliche Schranken auf. Einen kurzen Augenblick sehen wir ihn auf der Treppe, eine breite, ernste Erscheinung, dann steigt er herab und in den Wagen, um wie jeden Tag seine Rundfahrt durch die Stadt zu machen, sich dem Volke zu zeigen und überall selbst nach dem Rechten zu sehen.

*

Unser gemeinsames Ausgehen in Sanaa war leider mit grossen Schwierigkeiten verknüpft, da Mann und Frau nicht gemeinsam die Strassen betreten dürfen. Wir mussten immer 20 bis 30 Schritte getrennt hinter einander hergehen, jeder von einem Soldaten begleitet. Wurde mein Mann von einem unserer Freunde angeredet, die wir hier kennen gelernt hatten, so durfte ich ja nicht stehen bleiben, sondern musste vorauseilen, um später irgendwo zu warten. Da ich ausserdem durch den schwarzen Schleier am deutlichen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Sehen etwas behindert war, so gab ich das Spazierengehen in den Strassen bald auf.

Eines Tages wurde uns der Fordwagen geschickt und uns bedeutet, wir möchten damit herumfahren. Also ratterten wir in unserm alten Bekannten vergnügt durch die stille Stadt, Kinder liefen uns schreiend nach, Pferde wurden scheu. Wir fuhren rings um die Stadt und auch durch die Stadt und landeten schliesslich im Judenviertel, das einen sauberen, angenehmen Eindruck macht. Die Juden sind in Sanaa äusserst zahlreich und leben durch einen weiten Platz ganz getrennt von den Mohamedanern in ihrem schönen geräumigen Stadtviertel. Die hohen Häuser mit den Alabasterfenstern sehen gut erhalten aus, an den Türen sieht man hübsche unverschleierte Mädchen in ihrer einfachen Tracht mit dem Silberschmuck im Haar. Alle Männer und Knaben tragen lange, schön gedrehte Schmachtlocken, die an beiden Seiten des Gesichtes hin- und herpendeln. Sie sind äusserst freundlich und gefällig, und der Ausdruck ihrer Züge ist, besonders bei den jungen Knaben, ernst, aber sehr lieblich. Die Gewohnheit jahrhundertlanger Unterdrückung prägt sich in ihrem ganzen Benehmen deutlich aus. Verfolgte Menschen, wenn die Volkswut der Andersgläubigen irgend einen Anstoss fand, vertrieben und wieder zurückgerufen, und gewohnt allen zu Diensten zu sein, parteilos für alle Stämme und zwischen allen Stammfehden als Botengänger und Träger geheimer Missionen benutzt zu werden. Nur die Juden haben in Arabien kein Recht auf Blutfehde. Wird einer ihres Stammes von einem Araber erschlagen, so können die Anverwandten durch eine kleine Summe abgefunden werden. Aber Imam Jahja schützt die Juden, denn er weiss, dass durch ihre Hilfe allein der Handel in seiner Stadt wieder empor-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

blühen kann. Zwar dürfen sie keine Synagogen bauen, doch dürfen sie ihren Gottesdienst ungehindert in ihren Häusern abhalten, ja, sie dürfen als einzige in dem alkoholfreien Sanaa Wein für ihren eigenen Gebrauch aus den herrlichen Weintrauben des Yemen keltern.

Ich erinnere mich immer gern unseres jüdischen Althändlers, der abends beim Dunkelwerden in unser kleines Palais geschlichen kam und geduldig mit seinem grossen Sack auf dem Rücken wartete, bis wir ihn in die Halle riefen. Da kramte er mit wichtiger Miene kostbare Dolche, Edelsteine und Kupferschalen aus, pries die Sachen in vertraulich ängstlichem Tone an, und schwur wild und mit ausdrucksvollem Gebärdespiel bei Jehova, dass er eher zum Teufel herabfahren wolle, als seine Waren zu teuer bezahlen zu lassen, wenn wir ihn einen alten Schwindler schalten.

Wir kommen auch auf unsere Fahrten durch die Stadt dicht bei den Bazaren vorbei und es tut uns nur leid, dass man sich dort nicht länger aufhalten kann. Aber der Anblick der Europäer ist dem Volk hier etwas so Ungewohntes, dass man sich kaum dem furchtbarsten Gedränge entziehen kann. Auch die Soldaten sind dem gegenüber machtlos, und so ist es besser, sich etwas fernzuhalten. Die Bazare bestehen aus Reihen kleiner Steinhütten und wirken wie die Zellen eines Bienenstockes. In jeder Zelle hockt wie ein Buddha der Verkäufer, neben seiner unzertrennlichen Nargile, still und ruhig, und wartet geduldig, ohne Geschrei, auf den Käufer. Vor seinen Knieen sind seine Waren ausgebreitet, Oele und Gebäcke, allerlei Früchte, Gegenstände für den Haushalt, Sattelzeug und Stricke, Stoffe und Räucherkerzen, Teppiche und Nargiles.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Als wir aus dem Nordtor herausfahren, befinden wir uns auf dem Wege nach der Gartenstadt Rôda, eine Wegstunde von Sanaa entfernt. Die Sonne brennt vom wolkenlosen Himmel, Felder und Gärten sind ausgedörrt und ausser einigen ewig grünen Lauchfeldern ist nichts Frisches zu erblicken. Tamariskenhecken, von dunkelgrünen bis in braunrötliche Farbentöne spielend, schliessen die einzelnen Besitzungen ab. Einige trutzige Wachttürme aus dunklen Ziegeln erinnern an kriegerische Zeiten, viele sind halb verfallen, ebenso wie die Gartenstadt selbst, die aus den letzten Kämpfen zwischen dem Imam und den Türken her halb zusammengeschossen, einen ausgestorbenen, toten Eindruck macht.

Rings um Rôda breitet sich die sandige Ebene von Bergen umschlossen aus. In ihrem Geröll werden die berühmten Halbedelsteine des Yemen gefunden, Agate, Onyx und Cornelian. Ganze Säcke voll birgt das Stammschloss des Imam im Kaukaban in seinen Schatzgewölben.

Zwei bis drei Tagereisen über Rôda hinaus locken im Osten die jahrtausendalten geheimnisvollen Ruinen von Saba. Was für Schätze mögen dort unter den von Flugsand bedeckten Trümmerhaufen aus der fabelhaften sabäischen Epoche verborgen liegen! Aber ein noch im Urzustand der Menschheit lebender Jäger- und Hirtenstand hat sich seine dürftigen Wohnungen in den Ruinen und Steinhöhlen dieser versunkenen Stadt errichtet. Unsere arabischen Freunde in Sanaa sprechen mit Abscheu von diesen wilden Horden, die nicht einmal Stoffe kennen, um ihre Blössen zu bedecken, keine modernen Waffen haben, aber mit Pfeil und Bogen jeden Eindringling in ihr Reich aus dem Hinterhalt ermorden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Ahnen die Araber, welchen Wert diese urältesten Trümmer einer vor Jahrtausenden blühenden Kultur für die Welt bedeuten und liegt eine gewisse Absicht darin, eine Reise dorthin als ganz besonders schwierig und gefährlich darzustellen?

Wie dem auch sei, den Wunsch, einmal auch bis Saba unsere Reise auszudehnen, tragen wir tief im Herzen aus Sanaa mit uns, über die Hochgebirge des Yemens hinab zur Küste, über die Fluten des Roten Meeres zurück in unsere abessinischen Berge.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

ULB Halle
001 636 766
3/1

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-323945287-18

ZUR VERBOTENEN STADT SANAA

EINE REISE VON ABESSINIEN NACH ARABIEN

VON

HEDWIG WEISS-SONNENBURG

MIT 68 ABBILDUNGEN

EIGENBRÖDLER-VERLAG - BERLIN W 8